

ARNO WILHELM

DEM ENDE ENTGEGEN

WWW.ARNO-WILHELM.DE

Kapitel 1

„Diese Entdeckung führte zu einem Umbruch, der bis heute in der gesamten Weltgeschichte einzigartig ist. Ein Einschnitt, der sich durch alle Bereiche der Wissenschaft und Wirtschaft zieht. In den Jahren danach ist die effektiv notwendige Anzahl der Beschäftigten weltweit auf knapp eineinhalbtausend gesunken. Die Tendenz ist nach wie vor fallend, weshalb mit der Zeit unter den Akademikern und Führungspersonlichkeiten ein immer härterer Kampf um die wenigen verbliebenen Arbeitsstellen entstand. Ein Kampf, dem auch Sie sich in wenigen Jahren werden stellen müssen.“

Tims Stimme hallte von den Wänden wieder. Das winzige Mikrofon an seiner Wange, das von den Plätzen der Studenten aus kaum zu erkennen war, verschaffte ihm ausreichend Lautstärke, um auch in den hintersten Reihen des Hörsaals noch verstanden zu werden. Über 200 Augenpaare ruhten auf ihm, in seinem schwarzen Anzug mit grauer quergestreifter Krawatte. Jede seiner Bewegungen, jedes Wort und jede Geste wurden genau beobachtet. Nicht ein einziger von ihnen wagte es, zu schlafen, oder im Geringsten unaufmerksam zu wirken, auch wenn sie den Stoff seiner Vorlesung vermutlich beinahe ebenso gut kannten, wie er selbst. Das Fach hieß „Geschichte der Weltwirtschaft III“ - von den Studenten meist nur kurz WeWi III genannt - und umfasste die Entwicklungen der globalen Ökonomie von 2100 bis heute. 89 ereignisreiche Jahre, in ein einziges Semester gezwängt. Eine Stoffdichte, die in modernen Hochleistungs-Studiengängen wie diesem durchaus üblich genannt werden konnte.

Die heutige Vorlesung war Tim die liebste des ganzen Semesters, da das Jahr 2105, das sie in dieser Sitzung behandelten, derart einschneidende Veränderungen in der Welt hinterlassen hatte, dass diese auch heute noch den Alltag jedes Menschen, egal ob Mann, Frau oder Kind, beeinflussten.

„Natürlich besteht seit damals für jeden von uns die Möglichkeit, mit Hilfe der staatlichen Sofortrente schlicht gar nicht mehr zu arbeiten.“, fuhr er nun fort. „Ein Luxus unserer Zeit, den über acht Milliarden Menschen Tag für Tag in Anspruch nehmen, doch ich vermute, dies kommt wohl für keinen von Ihnen in Frage.“

Verhaltenes Gelächter auf den Bänken. Eine derartige Vorstellung war für die hier Versammelten mehr als absurd.

„Das hatte ich mir gedacht. Gut, das war es für heute, denken Sie an die Essays bis kommenden Freitag. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit“

Die Studenten klopfen respektvoll auf die Tische, dann packten sie alle leise ihre Unterlagen zusammen und verließen den Saal in die verschiedensten Richtungen. Heute kam niemand zu ihm nach vorne, um irgendwelche Fragen zu stellen oder über den Vorlesungsstoff zu diskutieren, und auch wenn ihn das verwunderte, war er doch froh darüber.

Gemächlich sammelte Tim die auf dem Pult vor ihm verteilten Notizen ein und schaltete den Projektor aus. Er zog seine goldene antike Taschenuhr hervor. Es war jetzt kurz nach Zwölf. Noch acht Stunden. Seine Mundwinkel verzogen sich kaum merklich zu einem bitteren Lächeln.

Für einen winzigen Augenblick blieben seine Augen auf den Buchstaben hängen, die in schwungvollen Lettern in die Rückseite der Uhr graviert waren.

H.F.

Helena hatte sie ihm zum ersten Hochzeitstag geschenkt. Damals, als sie noch glücklich gewesen waren. Deswegen war er sich sicher, an diesen Tagen waren sie glücklich gewesen. Lange bevor auch nur einer von ihnen ein Wort wie „Scheidung“ zum ersten Mal gedacht oder in den Mund genommen hatte. Tim spürte, wie die Kopfschmerzen langsam wiederkehrten und kramte in seiner Tasche nach einer weiteren Aspirin. Die wievielte war es heute? Vielleicht die fünfte? Er zählte es nicht mehr, es war auch egal. Noch acht Stunden. Mit der Selbstbeherrschung, die er sich in den letzten drei Wochen zu eigen hatte machen müssen, um überhaupt weiter zu funktionieren und seinem Alltag nachgehen zu können, lenkte er seine Gedanken zurück in die Gegenwart. Schnell steckte er die Uhr wieder in sein Jackett, nahm seine Tasche und verließ den Hörsaal zügig. Nur für einen winzigen Augenblick hatte er sich gehen lassen, nur für einen klitzekleinen Moment, doch noch immer konnte er den Schmerz, daran zu denken, nicht ertragen. Irgendwie musste er diesen Tag überstehen. Kleine, übersichtliche Schritte. Das war jetzt das Entscheidende. Er stieß die Tür nach draußen auf, trat auf den Campus und sog geräuschlos die kalte Herbstluft in sich auf.

Sollte er seinen Wagen nehmen oder war es besser, sich heute fahren zu lassen? Spontan entschied sich Tim, seinen Porsche in der Uni-Tiefgarage stehen zu lassen. Jede Fahrt in den letzten Wochen war ein Kampf mit der Versuchung gewesen, etwas sehr dummes zu tun. Am heutigen Tag durfte er sich nicht zu dergleichen hinreißen lassen. Schon mit dem Gedanken zu spielen war keine gute Idee.

Auf der Straße hielt er ein vorbeifahrendes Taxi an, indem er einen Daumen hinausstreckte, wie es im vergangenen Jahrhundert oft die Anhalter am Straßenrand getan hatten. Die schwarze Mercedes-Limousine hielt an und er ließ sich auf dem Beifahrersitz nieder. Der Fahrersitz war leer, doch das überraschte Tim nicht. Jedes Taxi wurde ausschließlich über den zentralen Bordcomputer gesteuert, der dank der Leitlinien auf der Straße, sekundenaktuellen GPS-Bildern, zahlreichen Kameras und Sensoren seiner Aufgabe, einen sicher ans Ziel zu bringen, bestens gewachsen war. In den Touchscreen tippte Tim die Adresse seines Apartments in Schöneberg und das Taxi machte sich geräuschlos auf den Weg durch das herbstlich düstere Berlin. All diese Technik, von der er seinen Studenten gerade noch erzählt hatte, war so einflussreich, so entscheidend für die Welt, und dennoch konnte sie bei der menschlichen Gefühlswelt nicht weiterhelfen. Egal wie revolutionär es damals gewesen war, als man begann, die natürlichen Rohstoffe massenweise künstlich zu reproduzieren und gleichzeitig die weltweit notwendigen Arbeitstätigkeiten auf Maschinen und Roboter zu verlagern. Sobald es um Liebe ging, um Trauer, konnte keine Technik der Welt etwas an den Grundfesten des Problems ändern. Es mochte heute Dating-Agenturen geben, die über chemische Bestandteile deiner Haut und stundenlange Psychoanalyse den einen perfekten Partner auf der Welt für dich fanden, und trotzdem war nicht garantiert ob die Beziehung glücklich enden würde. Perfektion war auf Gefühlsebene nicht notwendig, es ging vielmehr um Glück. Eine Form von Glück, bei der technische Überlegenheit nichts ausrichten konnte. Mit müden Augen beobachtete Tim die Stadt, wie sie an seinem Taxi vorbeizog, sah die Menschen in den Cafés und Restaurants sitzen und sich unterhalten. Wie gerne würde er doch zu ihnen gehören, dachte er voll Wehmut. Zu diesen einfachen Leuten, die tagein, tagaus nichts anderes taten, als sich miteinander zu verabreden, zu essen, zu trinken und irgendwelchen Hobbys nachzugehen. Wenig Schulbildung, wenig Antrieb, ein hohes Maß an Zufriedenheit. Die erste Generation hatte noch Schwierigkeiten gehabt, sich anzupassen, als sie fast alle ihre Jobs verloren hatten und von einem Tag auf den anderen jedermann die Grundrente ausbezahlt bekam. Vielen war es damals noch schwer gefallen, sich von dem Gedanken an Arbeit zu lösen, das wusste Tim aus den Erzählungen seiner Großeltern und aus alten Quellen an seinem Institut. Nur wenige hatten weitergemacht, geforscht und gearbeitet. Ein winziger Prozentsatz wurde noch benötigt um die Technik weiterzuentwickeln. Herstellung, Feinschliff, Programmierung, all das konnten heutzutage Roboter erledigen, doch tatsächlich auf neue Ideen zu kommen, neues zu erfinden, das war bisher technisch nicht ersetzbar gewesen.

Die Menschen in den Cafés sahen so entspannt aus, so glücklich, dachte Tim. Früher hatte er sich darüber nie Gedanken gemacht, wie es den Menschen ohne Arbeit ging. Er war stolz gewesen, zu den wenigen Ausgewählten zu gehören, die die Forschung vorantrieben und die ein Leben kannten, das nicht nur aus Konsum und Freizeit bestand. Doch war es das wert? Die zahlreichen Stunden, Tage, Wochen, die er gearbeitet hatte – hätte er sie nicht besser mit Helena verbringen sollen? Um diesen mittlerweile vollkommen sinnlosen Punkt kreisten seine Gedanken nun schon seit Tagen wieder und wieder. Es war vorbei, und nichts in der Welt würde das mehr ändern können. Das waren ihre Worte gewesen.

Als das Taxi vor seinem Haus hielt, stieg er aus. Bezahlen war nicht nötig, das Taxi fuhr sofort weiter, als er ausgestiegen war. Zügig betrat er das Haus, fuhr mit dem Fahrstuhl nach oben und betrat seine Wohnung. Diese Wohnung voller Erinnerungen.

Noch sieben Stunden und vierzig Minuten, dachte er.

Kapitel 2

Zum tausendsten Mal starrte Micha auf den kleinen weißen Zettel, den ihm der Automat in der Klinik letzte Woche ausgedruckt hatte. Ein Stück Papier, nicht größer als ein Briefumschlag, unspektakulär eigentlich. Wenig Text, und doch so voller Information. Drei Punkte standen darauf, abgesehen von seinem Namen und seiner Identifikationsnummer. Der Name der Krankheit, mögliche Therapien und die Lebenserwartung. Unter den Worten „Bronchialkarzinom (spätes Stadium)“ hatte er sich zumindest in der Klinik noch nicht viel vorstellen können, auch wenn das mit dem späten Stadium nichts Gutes hatte erahnen lassen. Nur, dass die Bronchien etwas mit dem Brustkorb und dem Atmen zu tun hatten, daran hatte er sich dunkel erinnert. Ganz anders verhielt es sich da mit den beiden Punkten darunter. Neben den Worten „Mögliche Therapien“ stand nur „Chemotherapie / keine“, was bedeutete, dass es zur Chemo keine Alternativen geben würde. Da hatte er bereits vermutet, dass ein Bronchialkarzinom irgendeine Art von Krebs war. Krebs war die einzige Krankheit von der er je gehört hatte, die mit Chemotherapie behandelt wurde. Der letzte der drei Punkte war es schließlich gewesen, der ihm den Angstschweiß auf die Stirn getrieben hatte.

Lebenserwartung (mit / ohne Therapie): 3 Monate / 3 Monate

stand dort, in dieser schnörkellosen, schwarzen Schrift. Er hatte es nicht glauben können. Die Apparate mussten sich geirrt haben, irgendwo musste hier ein gigantischer Fehler vorliegen. Doch das war unwahrscheinlich. Nicht ein einziges Mal in seinem ganzen Leben hatte er gehört, dass eines der diagnostischen Geräte sich geirrt oder einen Fehler gemacht hatte. Aber drei Monate? Sicher, er hatte in den vergangenen Monaten fast permanent Schmerzen gehabt, oft auch Schmerzen in der Brust, ab und zu ein bisschen Blut gehustet, aber deswegen hatte man doch noch lange keinen Krebs. Daran starb man doch nicht. Jeder hatte doch mal Schmerzen. Jetzt wünschte er sich, er wäre nie in diese Klinik gegangen. Stundenlang ein unangenehmer Test nach dem anderen, bis der komplette Checkup vollendet war. Auf dieser kalten Krankenbahre liegen, während die Geräte im Raum den Körper auf Krankheiten absuchen. Schließlich eine Viertelstunde Wartezeit, und dann wurde die Diagnose ausgegeben. Diese verdammte Diagnose. Das Wort Krebs schien sich selbst jetzt, eine Woche später, noch in seinen Augäpfeln eingebraunt zu haben. Auch wenn er die Augen schloss, war es noch da und verhöhnnte ihn. Dieser kleine weiße Zettel hatte sein ganzes Leben auf den Kopf gestellt, all seine Pläne für die Zukunft zunichtewerden lassen. Was konnte er noch tun? Was fing man mit drei Monaten an, mit den drei letzten Monaten seines Lebens? Musste er jetzt nicht noch irgendetwas Bedeutames tun?

Keinem Menschen auf der Welt hatte er bisher von dieser Sache erzählt. Seinen Eltern nicht, seiner Schwester nicht, und auch keinem seiner Freunde. 31 war doch kein Alter, in dem man Krebs bekam. War das nicht etwas für alte Leute? Als er von der Klinik nach Hause gekommen war, hatte er sich noch einmal vergewissert, dass er das Wort Bronchialkarzinom richtig interpretiert hatte.

Dann hatte er sich auf sein Bett gelegt und darüber nachgedacht, wie es nun weitergehen sollte. Nur eines war schnell klar gewesen: Chemotherapie wollte er keine. Darüber hatte er ein bisschen was in der Schule gelernt, und er erinnerte sich noch zu gut an all die Nebenwirkungen, die da aufgezählt gewesen waren. Wenn er nur noch drei Monate zu leben hatte, wollte er die mit Sicherheit nicht im Krankenhaus verbringen. Doch was konnte er mit ihnen anfangen? Genau genommen hatte er die ganze vergangene Woche so gut wie nichts anderes gemacht, als genau darüber nachzudenken. Gestern war er dann endlich zu einer Entscheidung gekommen, und hatte für den heutigen Abend den Termin ausgemacht. Wieviel Uhr es jetzt wohl war? Den ganzen Vormittag hatte er nicht gewagt, seine Armbanduhr aus dem Nachttisch zu holen, in dem Bewusstsein, dass der Abend langsam aber stetig näher rückte. Auch wenn die Schmerzen nach wie vor furchtbar waren, war er sich nicht vollkommen sicher, wie er seinem Entschluss von gestern gegenüber stand. Nicht sicher, ob es die richtige Entscheidung war, auch wenn er das Gefühl hatte, jeden Aspekt bedacht zu haben.

Er gab sich einen Ruck, stand auf und schleppte sich mühsam in die Küche. Leuchtend rot prangte ihm die Uhrzeit vom Herd entgegen. Viertel vor Eins. Erst letztes Jahr hatte er seine ganze Wohnung neu eingerichtet. Hätte er da gewusst, wie wenig Zeit ihm noch bleiben würde, dann hätte er sicher besseres mit seiner Zeit und seinem Geld anzufangen gewusst.

Das Thema Zeit schien immer mehr zu seinem Lieblingsthema aufzusteigen. Plötzlich war sie so kostbar. Dieses Bewusstsein machte ihm überhaupt erst klar, wie sehr er seine bisherige Lebenszeit vergeudet hatte.

Unzählige Urlaube, an irgendwelchen Stränden Cocktails schlürfen, sich von den vollautomatischen Servierwagen mit Drinks und Snacks versorgen lassen und sich halb amüsiert und halb gelangweilt die Sonne auf den Pelz scheinen lassen. Auch in Berlin hatte er seine Zeit zum größten Teil dazu genutzt mit seinen wenigen Freunden zu quatschen, irgendwelchen Affären nachzutruern und Bier in sich hineinzuschütten. Allzu regelmäßig war ihm am Monatsende seine Rente knapp geworden, das Geld das er sich dann von seinen Eltern geliehen hatte, würde er nun wohl nicht mehr zurückzahlen. Das war nun schon der zweite Punkt, bei dem ihm das Thema Geld durch den Kopf ging. Vorher hatte er sich doch auch nie groß Gedanken um Geld gemacht, warum jetzt auf einmal? Vermutlich klammerte man sich einfach automatisch an die materiellen Dinge, wenn man dabei war alles zu verlieren. Vielleicht waren die Gedanken dazu leichter zu ertragen, als das Bewusstsein, was er allzu bald noch alles verlieren würde. War das möglich? Ergab das Sinn?

Zeit spielte da schon eher eine wirklich große Rolle. Aber wie hätte er seine Zeit in den letzten Jahren besser nutzen können, als mit Affären, Urlauben und Feiern? Er hatte nie Hobbys gefunden, die richtig zu ihm passen wollten, auch wenn er in seiner Kindheit und Jugend alles ausprobiert hatte, was ihm in den Sinn gekommen war. Im Keller seiner Eltern stapelten sich die Relikte, die daran erinnerten: Ein Billard-Kö, zwei Tischtennis-Schläger, eine Blockflöte, die kaum je zum Einsatz gekommen war, mehrere Anzüge für Judo und Karate, Bausätze für kleine Roboter, ein Fußball und mehrere Basketball-Leichen, denen schon lange niemand mehr Luft zugeführt hatte. Nichts davon hatte ihn mehr als ein paar Monate bei der Stange halten können.

Ein plötzlicher Hustenanfall überkam ihn und er griff nach einem Taschentuch, um das Blut nicht in der ganzen Küche zu verteilen. Nur mit Mühe schaffte er es, seine Atmung wieder zu beruhigen. Dieser verfluchte Husten, es tat jedes Mal so verflucht weh, als würde ihm jemand die Lunge aus dem Leib reißen. Wenn er lag war es meistens auszuhalten, doch sobald er aufstand, konnte er den Hustenreiz kaum unterdrücken. Er versuchte sich wieder zu konzentrieren, zwang sich, an den Gedanken anzuknüpfen, dem er gerade nachgegangen war.

Gut, Hobbys waren nicht sein Fall, was blieb sonst noch groß? Arbeit hätte es für ihn doch eh keine gegeben, und die richtige Frau hatte er bisher auch nicht kennengelernt. Ein paar schöne Frauen waren dabei gewesen, das musste er sich eingestehen, aber keine von ihnen wäre interessant genug gewesen, um mit ihr das Leben zu verbringen. Ein Leben, von dem ihm nun sowieso nichts mehr bleiben würde. Was das anging, war er auch froh, keine Kinder in die Welt gesetzt zu haben. Er konnte sich kaum etwas Schrecklicheres vorstellen, als seinen Kindern sagen zu müssen, dass man bald nicht mehr da sein würde, um ihnen beim Aufwachsen zu helfen. Letzten Endes war es also vielleicht gar nicht so schlecht, dass es ihn traf, wenn es schon überhaupt jemanden treffen musste. Es gab so viel Technik, alles wurde vollautomatisch durchgeführt, ständig wurde von irgendwelchen neuen Errungenschaften berichtet. Wieso gab es überhaupt noch Krankheiten? Seit Tagen gingen ihm so viele Gedanken durch den Kopf, und er hatte so wenig Antworten dazu.

Tief in Gedanken blickte er durch das miserabel geputzte Fenster hinaus in die Welt. Alles sah aus wie immer, jeder ging seinen Geschäften nach und versuchte, dem nebligen, trüben Wetter möglichst schnell wieder zu entfliehen. Im Kiosk gegenüber hämmerte ein älterer Mann entnervt auf den Knöpfen des Service-Automaten herum, vermutlich hatte er irgendeinen Fehler bei der Bedienung gemacht und machte sich jetzt nicht die Mühe, die Fehlermeldung auf dem Display zu lesen. Unwillkürlich musste Micha lächeln. In den letzten Tagen hatte ihn die Vorstellung so sehr beschäftigt und traurig gemacht, dass ihn hier kaum jemand vermissen würde. Ein paar Freunde, seine Familie, sonst niemand. Aber aus Gründen, die er nicht nachvollziehen konnte, versöhnte der Anblick des alten Mannes, der nun immer wütender auf die Knöpfe einprügelte, ihn ein Stück weit mit der Welt.

Vielleicht sollte er sich einen Plan zurechtlegen, wie er diesen Tag angehen würde, dachte er, noch immer mit einem Lächeln im Gesicht. Er würde es seinen Eltern erzählen, ihnen von der Diagnose und dem Termin erzählen, beschloss er, doch was konnte er danach tun? In Gedanken wanderte er seine Lieblingsplätze in der ganzen Stadt ab und entschloss sich dann, in den Zoo zu gehen. Dort war er lange nicht gewesen, aus Faulheit hauptsächlich, doch die Tiere würden ihm helfen, auf andere Gedanken zu kommen und es sich selbst leichter zu machen. Danach konnte er sich ja noch ein bisschen durch die Stadt treiben lassen, bis es an der Zeit war. Einen Augenblick überlegte er, ob er hinuntergehen und dem alten Mann, der mittlerweile mit hochrotem Kopf den Automaten anbrüllte, helfen sollte, doch er entschied sich dagegen. Schließlich war heute ein besonderer Tag. Jetzt wo er es endlich aus dem Bett geschafft hatte, wollte er nicht noch mehr kostbare Zeit vergeuden.

Kapitel 3

„Ich will deine Stimme nicht mehr hören, ich will dich nicht sehen, ich will, dass du mich nicht anrufst. Ich brauche einfach Abstand, wenigstens für ein paar Wochen.“

Ihre Stimme klang nicht wütend oder aufgereggt, doch dieser kalte, nüchterne Ton machte Tim mehr Angst, als es ein hysterischer Wutanfall getan hätte.

„Das ist bei mir angekommen, du musst es nicht noch öfter wiederholen. Aber kannst du mir vielleicht verraten, warum?“

„Weil du mich nicht liebst...“

„Helena!“, unterbrach er sie. „Du weißt genauso gut wie ich, dass das nicht stimmt.“

„Lass mich einfach ausreden. Natürlich liebst du mich irgendwie, du hast Gefühle für mich, aber du liebst mich nicht so, wie du deine Arbeit liebst, wie du es liebst dich vor deinen Studenten wichtig zu machen und von ihnen angehimmelt zu werden.“

Ihre Stimme, die gerade eben noch fest und kräftig gewesen war, wurde schwächer und brach ab.

„Es ist nichts Besonderes passiert, während du weg warst. Aber vielleicht ist es gerade das. Es passiert nichts mehr - zwischen uns, meine ich. Irgendwie ist mir das in den letzten Tagen klar geworden und ich glaube, nichts in der Welt, nichts was du sagst, kann das jetzt gerade wieder ins Lot bringen. Ich habe das Gefühl, ich komm schon lange nicht mehr an dich heran. Als ob...“

Sie schien nicht zu wissen, wie sie den Satz vollenden sollte.

„Als ob was?“

Tim hätte nie gedacht, dass der Tag so enden würde. Voller Vorfreude auf Helena hatte er sich durch den Regen gequält, um endlich nach Hause zu kommen. Nur zwei winzige Tage war er weg gewesen, und doch hatte er sie schon so furchtbar vermisst, als wären sie ein halbes Jahr oder noch länger voneinander getrennt gewesen. Doch statt ihrem Lächeln und vielleicht einem vorgekochten Abendessen, hatte ihn im Flur ihrer gemeinsamen Wohnung ein bis an den Rand vollgepackter Koffer erwartet. Sie war im Wohnzimmer gewesen, in seinen antiken Schaukelstuhl gelehnt. Hatte einfach mit einer Tasse Tee in der Hand auf ihn gewartet, und ihm verkündet, dass es aus war.

„Als ob...“, fing sie den Satz ein weiteres Mal an. „Als ob du mich gar nicht mehr kennst.“

„Das ist doch blanker Unsinn. Und das weißt du! Was ist der eigentliche Grund? Was ist passiert während ich weg war?“

Seine Stimmung schwankte zwischen Wut, Trauer und unbeschreiblicher Frustration.

Er sah, dass sie weinte, und wusste nicht, ob er auf sie einreden, sie anschreien, oder sie in Ruhe lassen sollte. Vielleicht würde sie ja in den nächsten Tagen wieder zu Besinnung kommen, und alles wäre wie immer. Statt irgendetwas zu tun, stand er einfach nur da, auf der Suche nach den richtigen Worten, und sah ihr beim Weinen zu.

Und dann war sie weg. Einfach weg. Ein kurzer Abschiedskuss, ein paar gemurmelte Worte, Tränen in ihren Augen, dann die Tür, die ins Schloss fiel. Wie paralysiert war er dagestanden, vollkommen überfordert mit der Situation. Weit von dem Grad an klarem Denken entfernt, dessen er sich sonst so rühmte. Mit zitternden Fingern hatte er sich einen Brandy eingeschenkt und sich in den Schaukelstuhl gesetzt, in dem gerade noch Helena gesessen und auf ihn gewartet hatte. Was war hier passiert? Was für Gründe konnte es haben, dass Helena ihn verlassen wollte oder vielmehr gerade verlassen hatte? Dieser Satz, dass nichts Besonderes passiert sei in den letzten Tagen, war ja sicher nicht ihr Ernst gewesen. Hatte sie sich in einen anderen verliebt? Vielleicht war er wirklich zu viel in der Uni gewesen, aber das war doch nichts Neues. Das war schon als sie sich kennengelernt hatten so gewesen. Er konnte es sich einfach nicht erklären, es nicht begreifen.

Als die Flasche Brandy sich ihrem Ende entgegen neigte, hatte er bereits 14 Nachrichten auf Helenas Mailbox hinterlassen, ihr unzählige E-Mails geschrieben und erfolglos etliche Hotels abtelefoniert, wo ihn freundliche Computerstimmen darauf hingewiesen hatten, dass sie ihm über die Gäste ihres Hauses leider keinerlei Auskünfte geben dürften. Bisher hatte Helena weder zurückgerufen, noch sonst auf irgendeine Art und Weise reagiert. Zu gleichen Teilen betrunken, traurig und verwirrt legte er sich ins Bett und fiel schon bald in einen unruhigen Schlaf, aus dem er immer wieder hochschreckte, nur um Helenas Teil des Bettes verlassen und unberührt neben sich zu sehen.

Tims Gedanken kehrten in die Gegenwart zurück. Sein Blick schweifte zu dem kleinen Tisch am Fenster. Es war der Tisch, an dem sie auch damals gesessen hatten. An dem Tag, als er Helena den Antrag gemacht hatte. Einerseits kam er sich seltsam pathetisch vor, heute ausgerechnet hier essen zu gehen, andererseits wurde es dem Anlass auf eine ganz eigene Art gerecht. Wieder sah er auf die Uhr, es waren noch fast sechseinhalb Stunden. Seit er das letzte Mal geguckt hatte, waren nur ein paar Minuten vergangen. Das Restaurant in dem er saß, war minimalistisch eingerichtet, aber die Kombination der massiven schwarzen Tische mit den grauen und weißen Wänden hatte eine angenehme Wirkung. Zusammen mit dem gedämpften orangen Licht, das von den Strahlern überall im Raum ausging, sah der Raum geschmackvoll und edel aus. Bei jedem Besuch hier hatte Tim versucht einzuschätzen, ob es wohl damals noch von Menschen eingerichtet worden war, oder ob es Roboter nach Design-Katalogen und Richtlinien bestückt hatten. Bis heute war er sich mit der Antwort nicht sicher.

Aus dem Augenwinkel sah er, wie ein weißes Tablett das den Ausmaßen seines Tisches entsprach, sich wie von selbst in seine Richtung bewegte. Darauf stand sein Essen, ein Glas und eine Flasche Mineralwasser. Ursprünglich hatte vorgehabt, heute etwas außergewöhnliches zu essen. Ein Gericht, das er sich noch nie zuvor bestellt hatte, dazu vielleicht ein seltener Wein aus dem vergangenen Jahrtausend. Doch als er hier angekommen war, hatten ihm die Erinnerungen an Helena und die unzähligen Male, die sie hier zusammen gegessen hatten, den Appetit verdorben und er hatte einfach das Übliche bestellt. Das Tablett hielt direkt neben Tim an und schob sich langsam auf seinen Tisch. Der kleine graue, rechteckige Roboter, der darunter zum Vorschein kam, nutzte seine kleinen Greifarme, um es exakt auf die Tischplatte zu positionieren, dann rollte er wieder Richtung Küche davon.

Das Tablett war aus dünnem weißem Marmor und bildete einen schönen Gegensatz zur schwarzen, glatten Oberfläche des Tisches darunter. Das Essen sah aus wie immer und Tim wusste, dass es perfekt schmecken würde. Wie immer. Die Küchenroboter, die es gekocht hatten, machten keine Fehler, schließlich war dies hier ein nobles Restaurant. In den billigen Imbissen, wo mit veralteten Programmen und betagten, teilweise schrottreifen Robotern gearbeitet wurde, kam es durchaus vor, dass ein Schnitzel angebrannt war, oder ein Braten zu lange im Ofen gelegen hatte. Über diese Probleme hatte Tim im vorletzten Semester Studien durchgeführt, um die Problematik veralteter Technik und mögliche Mittel dagegen analysieren zu können. Doch hier gab es so etwas nicht. Diese Gleichmäßigkeit des Lebens, die er bisher immer so geschätzt hatte, hatte begonnen ihn zu langweilen. Perfektion, die so weit getrieben war, dass es uninteressant wurde. Es hatte schon angefangen, bevor Helena gegangen war, doch in den letzten Wochen fand er überhaupt nichts mehr, woran er sich noch wirklich erfreuen konnte. Er saß in einem der besten Restaurants der Stadt, vor sich ein tadelloses Angus-Steak, einem seiner Lieblingsgerichte, und doch konnte er nicht anders, als in Selbstmitleid und Trauer zu baden.

Eine Stimme hinter ihm riss ihn aus seinen düsteren Gedanken.

„Tim? Dich hab ich ja lange nicht gesehen. Wie geht's dir?“

Schon bevor er sich umgedreht hatte wusste er, dass es Jakob war, Prof. Dr. Dr. Jakob Linz, um genau zu sein. Ein Kollege von der Uni, mit dem er sich immer gut verstanden hatte, auch wenn sie an verschiedenen Fachgebieten arbeiteten und kaum etwas miteinander zu tun hatten. Halbherzig zwang er seine Mundwinkel zu einem Lächeln als er zu Jakob aufsah, machte sich aber nicht die Mühe aufzustehen, als sie einander die Hand reichten.

„Mir geht es ganz gut. Und dir?“

„Super. Wir haben gerade ein neues Projekt begonnen.“

Jakob lächelte begeistert. In seinem schwarzen Maßanzug mit goldenen Manschettenknöpfen und goldschimmernder Krawatte wirkte er hier trotz der Exklusivität des Restaurants beinahe zu gut angezogen. Ein sportlicher Mann, dessen kantiges Gesicht und krumme Nase nicht so recht zu seinem außerordentlich hohen Intellekt passen wollten. Er wirkte nie wie ein Akademiker, eher als müsste er gleich zurück aufs Rugby-Feld. Beim Gedanken an seine nächsten Forschungen wirkte er stolz und glücklich, voller freudiger Erwartungen.

„Wir wollen die humanoide Neo-Robotik erweitern. Um das zu feiern, war ich mit Laurens und seiner Frau hier essen, die sind aber schon wieder weg. Momentan arbeiten wir zu dritt an dem Projekt. Wenn alles klappt werden wir den Robotern ein breiteres Spektrum an Emotionen und Ausdrucksmöglichkeiten zu geben.“

Tim hatte das Interesse schon nach dem „Super“ verloren. Während Jakob weitersprach, nickte er nur noch,

lächelte, und murmelte hier und da unverständliche Laute. Nach ein paar weiteren Sätzen während denen Tim sich keinerlei Mühe gab, dem Monolog seines Kollegen zu folgen, war das Gespräch vorbei und Jakob verabschiedete sich in Richtung Tür.

So war es Tim immer gegangen in den letzten Wochen, bei jeder einzelnen Unterhaltung. Mit Studenten ebenso wie Kollegen. Er wusste, dass ihn ein solches Projekt früher brennend interessiert hätte, wahrscheinlich hätte er Jakob an seinen Tisch gebeten und sie hätten gemeinsam noch stundenlang begeistert darüber diskutiert, was die nächsten Schritte in der Robotik waren und wie das die Wirtschaft und die sozialen Verhältnisse beeinflussen würde. Doch nun versuchte er nur noch jede Form der Unterhaltung zu meiden, oder möglichst schnell hinter sich zu bringen.

Tim starrte auf seinen Teller hinab. Das Steak war mittlerweile kalt geworden. Er aß ein paar Bissen davon, stocherte lustlos im Gemüse und den Bratkartoffeln, dann entschied er sich zu gehen. „Der Appetit kommt beim Essen“, hatte seine Mutter früher immer gesagt, und ihm bei jeder Mahlzeit Nachschlag auf den Teller geschaufelt. Heute war er sich nicht mehr sicher, ob das so stimmte.

Mit einem Schulterzucken schob er den Teller von sich, stand auf, zog sich seinen Mantel an und ging Richtung Ausgang. Wieso war er überhaupt hierhergekommen? Dass dieser Ort der Erinnerungen an seine Zeit mit Helena ihm keine angenehme Stimmung bescheren würde, hätte er sich auch denken können, dachte Tim verärgert. Wie sollte er den weiteren Tag verbringen? Was gab es noch, was er gerne tun wollte? Auf diese Frage hatte er noch immer keine Antwort.

An der Tür angekommen, drückte er seinen Finger auf den Scanner. Das Geld für das Essen würde ihm automatisch vom Konto abgebucht werden. Die Tür schwang auf und eine metallische Stimme verabschiedete ihn mit den Worten:

„Vielen Dank, dass sie unser Gast waren. Beehren Sie uns bald wieder!“

Er hätte nicht hierher kommen sollen, dachte Tim.

Kapitel 4

Zögernd und mit Tränen in den Augen ließ Micha den Telefonhörer sinken. Er hatte seiner Mutter nichts gesagt. Das Gespräch war wie immer gewesen, wie so viele, die sie in den letzten Jahren geführt hatten. Ein bisschen was übers Wetter, Mitteilungen, wer in der Verwandtschaft gerade was tat oder mit wem Streit hatte, ein kurzer Bericht darüber, dass es mit der Hüfte seines Vaters langsam wieder aufwärts ging, und dann noch die obligatorische Frage, wie es bei ihm denn eigentlich so lief. Einen kurzen Moment hatte er gestockt, sich gefragt, was wohl passieren würde, wenn er es ihr sagte. Ihr sagte, was er vorhatte. Ein winziger Augenblick des Zögerns, doch der hatte gereicht um den ganzen Mut zunichte zu machen, den er sich für diesen Anruf zusammengekratzt hatte. Er hatte es einfach nicht fertig gebracht, ihre kleine heile Welt so zu zerstören. Es war feige, das wusste er, und es würde für sie wahrscheinlich viel schlimmer sein, wenn ihr im Nachhinein jemand anders diese Nachricht brachte, trotzdem hatte er sich nicht überwinden können. Nach ein paar kurzen Floskeln hatte er das Gespräch beendet und aufgelegt. Seine Hände zitterten und ihm war schlecht, doch wenigstens hatte der Hustenreiz wieder nachgelassen.

Sollte er sich nicht einfach zusammenreißen, nochmal anrufen und es hinter sich bringen? Mit einem flauen Gefühl im Magen streckte er die Hand aus, um zu wählen, ließ sie dann aber wieder sinken. Es war schon zu spät. Jetzt, wo sein innerer Schweinehund einmal gewonnen hatte, fehlte ihm die Selbstdisziplin, die Entscheidung noch zu ändern. Mit dem Handrücken wischte er sich die Tränen aus dem Gesicht, dann legte er das Telefon aus der Hand.

„Feigling“, sagte er laut, weil niemand anderer da war, der jetzt die Wahrheit aussprechen konnte. Weil es niemandem außer ihm selbst auf der Welt gab, mit dem er sprechen wollte. Langsam stand er von seinem Küchenstuhl auf, lief ins Schlafzimmer und zog sich ohne zu duschen frische Klamotten an. Körperhygiene spielte jetzt keine übergeordnete Rolle mehr in seinem Leben. Eine dunkelblaue Jeans und ein schwarzes T-Shirt, darüber ein schwarzer Wollpulli – die Klamotten passten wirklich prima zu seiner Stimmung der letzten Tage.

Während er sich dick einpackte, um der Kälte draußen standzuhalten, verabschiedete er sich in Gedanken von seiner Wohnung. Er würde nicht mehr herkommen, nie mehr. Sie konnte ruhig so unaufgeräumt bleiben, was interessierte es ihn schon, wie andere Menschen in Zukunft über seinen Ordnungssinn denken mochten. Er war schon zur Tür hinaus, da hielt er inne und lief noch einmal zurück. Neben dem Bett lag noch immer der Zettel aus der Klinik. Micha bückte sich und steckte ihn in die Hosentasche. Möglicherweise würde er den noch brauchen. Dann machte er sich auf den mühsamen Weg zur U-Bahn, für den er früher immer nur ein paar Minuten gebraucht hatte. Er wusste nicht was ihm mehr Energie geraubt hatte: Der Krebs oder die Tatsache, dass er jetzt wusste, dass er Krebs hatte. Dennoch musste er heute einfach noch etwas unternehmen. Auf den Zoo freute er sich schon richtig, vielleicht würde er dort auch sein schlechtes Gewissen wegen dem Telefonat mit seiner Mutter besser verdrängen können.

Die U-Bahn kam geräuschlos in den Bahnhof gefahren. Nur eine Handvoll Leute warteten hier, der abendliche Verkehr hatte noch nicht wieder angefangen. Die meisten Berliner saßen vermutlich irgendwo in einem Café oder schon in einer Kneipe, wenn sie heute überhaupt das Haus verließen. Micha stand mit den Händen in den Taschen da und fror trotz der scheinbar milden herbstlichen Temperaturen. Zumindest war von den Leuten um ihn herum niemand besonders dick angezogen, oder wirkte als würde er frieren. Als die Bahn hielt, stieg Micha ein und setzte sich in das nächste der langgezogenen Abteile. Die Türen schlossen sich und der Zug beschleunigte augenblicklich. Die mit Kunstfell gepolsterten Sitzbänke waren bequem und noch nicht zu sehr durchgesessen, nur farblich war dieser Zug nicht besonders gut geraten. Das Dunkelrot der Wände passte zwar zum dunklen Boden, aber das ausgebleichene Grün der Polster ließ den Zug alt und ein bisschen schimmelig wirken. Es war vermutlich ein älteres Modell. In diesem Abteil saßen nur zwei andere Leute. Eine junge blonde Frau las in einem zerfledderten Roman und wippte mit ihrem Fuß im Takt zur Musik, die aus ihren überdimensionierten Kopfhörern drang. Neben ihr saß ein Mann, den Micha auf Mitte 40 schätzte. Der Anzug, den er trug, fiel sofort ins Auge. Er war komplett schwarz und saß so perfekt, dass er maßgeschneidert sein musste. Das Material sah sehr teuer aus. Der Mann hatte kurze, schwarze Haare, zwischen denen allerdings schon die ersten grauen Strähnen zu erkennen waren. Sein Gesicht wirkte kantig, aber nicht unfreundlich. Die vielen Falten und tief eingegrabenen Augenringe ließen darauf schließen, dass er sich in seinem Leben nicht viel Ruhe gegönnt hatte. Micha war überrascht. Wenn er sich nicht irrte, saß er hier mit einem Professor oder irgendeinem anderen hohen Tier in einem Abteil, so etwas war ihm noch nie

passiert. Auf jeden Fall musste es jemand sein, der in seinem Leben viel gearbeitet hatte. Micha hatte schon seit Jahren niemanden mehr gesehen, der so erschöpft aussah. Die meisten von ihnen nutzten nur die Taxis, vermutlich um nicht mit dem ungebildeten Pöbel in Berührung zu kommen. Doch irgendetwas passte nicht an diesem Mann. Ihm fehlte die typische Mischung von Stolz und Arroganz, die seinesgleichen normalerweise umgab. Er wirkte traurig, fast schon zerbrechlich. Seiner Hände spielten nervös mit etwas silbernem. Bei genauerem Hinsehen erkannte Micha, dass es eine Münze war. Er drehte sie immer wieder in seiner Hand, ließ sie über seine Fingerknöchel wandern und danach eine Weile zwischen Daumen und Zeigefinger rotieren. Das wiederholte er wieder und wieder.

Während Micha noch überlegte, was es mit dieser Münze wohl auf sich haben konnte, nahm der Zug eine scharfe Kurve und dem Mann rutschte die Münze aus der Hand. Mit einem dumpfen Geräusch fiel sie zu Boden. Der Mann im Anzug hechtete ihr sofort hinterher, während sie über den Boden kullerte, als handele es sich um einen Gegenstand von unschätzbarem Wert. Doch der Zug war zu schnell für solche Manöver. Er verlor das Gleichgewicht und fiel hin. Die Frau mit den Kopfhörern sah kurz auf, widmete sich dann aber sofort wieder ihrem Roman ohne eine Miene zu verziehen. Micha sah die Münze vorbeierrollen, griff zu und erwischte sie gerade noch rechtzeitig. In diesem Moment wurde der Zug langsamer, sie fuhren wohl wieder in einen Bahnhof ein. Während er noch einen kurzen Blick auf die Münze warf, stand Micha auf. Er musste sich am Geländer an der Decke festhalten, um nicht ebenfalls hinzufallen. Er streckte seine Hand aus und half dem Mann auf die Beine, dann gab er ihm seine silberne Münze zurück.

„Danke. Vielen Dank!“, sagte der Mann und lächelte dankbar. Micha nickte ihm einfach nur zu. Der Mann stand noch etwas wacklig auf den Beinen. Er wirkte verlegen und zerstreut. Während er sich nun ebenfalls mit einer Hand am Geländer festhielt, klopfte er sich mit der anderen den Staub von seinem Anzug, den er durch seine Bruchlandung aufgesammelt hatte. Als die Türen sich öffneten, stieg er sofort aus.

Micha nahm wieder Platz. Auf der Münze war das Profil einer Frau abgebildet gewesen, soviel hatte er gesehen. Gerne hätte er den Mann, der offensichtlich noch nie mit der U-Bahn gefahren war, gefragt, wer er war, und was es mit der Münze auf sich hatte, doch der Mann war zu schnell weg gewesen. Vielleicht war die Münze ein Erbstück, oder es war seine Freundin, Geliebte oder Ehefrau, die darauf abgebildet war. Er würde es nie erfahren.

Ihm wurde klar, dass er gerade das erste Mal seit Tagen nicht über die Diagnose, nicht über den Krebs nachgedacht hatte. Ihm kam der Gedanke, dass es wahrscheinlich nicht allzu klug gewesen war, sich die ganzen letzten Tage allein in seiner Wohnung zu verbarrikadieren. Zwar hätte es vermutlich nichts an seiner Entscheidung geändert und schon gar nicht an der Diagnose, aber der Sog des Selbstmitleids hätte ihn wohl weniger stark ergriffen, wenn er sich mehr unter Leute begeben hätte. Wenn er sich mit jemandem über das unterhalten hätte, was sich da in seinem Innersten zusammenbraute.

Am Bahnhof Zoo stieg Micha aus der Bahn und lief nach draußen, seine Gedanken schwankten zwischen seinem Selbstmitleid und Neugier, warum der Mann mit der Münze wohl so traurig ausgesehen hatte. Er nahm einen tiefen Atemzug von der kühlen Herbstluft und spürte im selben Moment, dass das keine gute Idee gewesen war. Augenblicklich fing er wieder an zu husten. Es schmerzte höllisch in seinen Lungen und er brauchte all seine Kraft und Konzentration um sich ein Stück von den Leuten um ihn herum weg zu schleppen. Er wollte nicht, dass jemand sah, dass er Blut spuckte.

Kapitel 5

Tim hatte sich auf eine Bank sinken lassen und versuchte, den Schmerz in seinem Rücken und seiner Hüfte zu ignorieren. Was für ein miese Idee es gewesen war, mit der U-Bahn zu fahren. Er wusste nicht genau, was ihn zu dieser Entscheidung bewogen hatte, aber er bereute sie im Moment zutiefst. Als er das letzte Mal in eine U-Bahn gestiegen war, konnten die Dinger noch nicht halb so schnell gefahren sein. Langsam drehte er die silberne Münze in seiner Hand, wegen der ihm nun sein Rücken so weh tat. Was hatte er auch während der Bahn-Fahrt mit ihr spielen müssen? Die Münze zeigte auf der einen Seite sein Profil und auf der anderen das von Helena. Am äußeren Rand waren ihre Initialen und das Datum ihrer Hochzeit eingraviert.

Es war sein Geschenk für Helena gewesen, an ihrem ersten Hochzeitstag. Am selben Tag an dem sie ihm die Taschenuhr geschenkt hatte. An dem Abend als sie gegangen war, hatte sie all ihre persönlichen Gegenstände aus der Wohnung mitgenommen, ihren Schmuck und ihre Klamotten, alles. Nur die Münze lag am nächsten Morgen noch in der Küche auf der Arbeitsplatte. Einzeln und trostlos, ohne eine Notiz und ohne eine Spur von ihr. An diesem elenden Morgen. Seither trug er sie immer bei sich und spielte immer dann mit ihr, wenn er besonders nervös war.

Auch die Situation in der U-Bahn war ihm unangenehm gewesen. Die hübsche blonde Frau neben ihm, die so penetrant laut Musik gehört hatte. Die ganzen Leute die ein- und ausgestiegen waren, mal dicht an ihn gedrängt, mal weit entfernt. Manche allein unterwegs, andere in kleinen Gruppen, aber alle so vollkommen anders als er, so fröhlich und vor allem so unglaublich nah. Ihre Stimmen, ihr Geruch. Er hatte sich sehr unwohl gefühlt. Warum war er überhaupt in die U-Bahn gestiegen? Was hatte er sich beweisen wollen? Möglicherweise eine Art Nähe zum „einfacheren“ Volk. Vielleicht hatte er versucht, wenigstens ein Stück zu sein wie sie, die er in den letzten Wochen so oft beneidet hatte. Was für ein lächerlicher Gedanke. Er war nicht wie sie, und würde es auch nie sein. Die Akademiker blieben unter sich und der Rest der Menschen wollte mit ihnen nichts zu tun haben. Tief in Gedanken darüber versunken, hatte er vergessen, sich auf die Münze zu konzentrieren, nur deshalb war sie ihm aus der Hand gerutscht. Was für ein Glück, dass ihm der junge Mann geholfen hatte, nach seiner idiotischen Bauchlandung.

Eigentlich war der Plan gewesen, vom Restaurant bis nach Hause mit der U-Bahn zu fahren, aber er hatte sich in der Bahn zu sehr vor sich selbst und dem jungen Mann geschämt, als dass er sich einfach wieder hätte hinsetzen können und so tun, als wäre nichts gewesen. Es war nicht mehr weit, das bisschen konnte er jetzt auch laufen, auch mit schmerzender Hüfte. Ein bisschen frische Luft würde ihm gut tun.

Früher hätte er sich nach so einem Erlebnis sein Handy geschnappt, Helena von der ganzen Sache berichtet und gemeinsam mit ihr darüber gelacht. Sie hätte ihm von ihrem Tag erzählt und davon, was sie heute noch vorhatte. Wie sie gemeinsam den Abend verbringen könnten. Solche Sachen hatten sie in den letzten Monaten ihrer Beziehung vernachlässigt, auch wenn es ihm währenddessen nie wirklich aufgefallen war. Doch in den letzten Wochen hatte er viel Zeit zum Nachdenken gehabt. Zeit zu überlegen, was zwischen ihnen schief gelaufen war. Er stand von der Bank auf und machte sich auf den Weg nach Hause. Noch aus seinen Jugendjahren kannte er sich hier in der Gegend bestens aus, auch wenn er schon lange nicht mehr zu Fuß unterwegs gewesen war. Zeit war schließlich Geld.

Seine Taschenuhr verriet ihm, dass es jetzt Viertel vor Drei war. Punkt 15.00 Uhr hätte er eigentlich ein Treffen der Ausbildungskommission gehabt, und um 17.30 Uhr ein Meeting mit zwei vielversprechenden Doktoranden, aber die Termine hatte er beide schon vor Tagen abgesagt. Seine offizielle Begründung war gewesen, dass er noch an dem Paper für die Konferenz Anfang Januar schreiben musste. Theoretisch stimmte das, er hatte sogar schon ein Thema für das Paper gehabt, aber da er nicht vorhatte die Konferenz noch zu erleben, spielte es keine Rolle, ob seine Stellungnahme zum „Einfluss der neuesten Strömungen in der Datenspeicherung auf die Wirtschaftlichkeit der universitären Lehre“ rechtzeitig fertig wurde oder nicht.

Beim Gehen tat die Hüfte weniger weh, als sie es eben noch beim Sitzen auf der kalten Bank getan hatte, dennoch humpelte er leicht.

Langsam füllten sich die Straßen wieder mehr mit Passanten, die Mittagszeit war vorbei und jetzt gingen die Leute vermutlich zum nächsten Punkt in der Tagesordnung über. Oder sie gingen einfach von einem Lokal ins Nächste, was wusste er schon, dachte Tim schulterzuckend. Bloß weil er sie aus der Ferne beneidete, und bei seinen Studien manche ihrer Verhaltensweisen untersucht hatte, bedeutete das nicht, dass er verstand, wie die Durchschnittsbürger ihren Alltag verbrachten, und wie sich das für sie anfühlte.

Tim beobachtete die Leute um ihn herum, während er gemächlichen Schrittes nach Hause ging. Auf der anderen Straßenseite erkannte eine kleine Gruppe von Studenten, die im letzten Semester gemeinsam mehrere Seminare bei ihm besucht hatten. Sie liefen in die entgegengesetzte Richtung. Die beiden jungen Männer waren vielleicht Mitte 20 und hatten beide lange Haare. Der eine war groß und so dünn, dass er wahrscheinlich nur knapp an der Grenze zur Magersucht lag. Im Gegensatz dazu war sein bester Freund recht kräftig. Neben seinem mageren Kommilitonen hatte er immer regelrecht fett gewirkt. Der dünne von beiden hieß Harald, wenn sich Tim richtig erinnerte, und der etwas korpulentere hörte auf den Namen Timotheus, wurde aber von den meisten Theo gerufen. Die beiden wurden von einer jungen Frau begleitet, an die sich Tim noch allzu gut erinnerte. Sie hieß Anna und war in den Kursen immer sehr aktiv und wissbegierig gewesen. Eine hübsche Frau mit einem glatten, fein geschnittenen Gesicht, einem schlanken, durchtrainierten Körper, den sie auch gerne in knappen, eng anliegenden Klamotten zur Schau stellte, und einem beeindruckend flinken Verstand. Ihre kurzen blonden Haare standen auch heute wieder in alle Richtungen vom Kopf ab. Tim hatte sie attraktiv gefunden, sicherlich. Sehr attraktiv, aber nicht mehr. Doch irgendwann im Laufe des Semesters hatte sie sich ein bisschen in ihn verguckt. Von einem Tag auf den anderen fing sie an, ihm kleine Zettelchen mit Liebesgedichten zu schreiben und zuzustecken. Nach den Sitzungen war sie immer noch etwas länger geblieben und hatte versucht mit ihm zu flirten. Ursprünglich hatte er vorgehabt, sie als eine seiner Doktorandinnen aufzunehmen, aber ihre immer deutlicheren Annäherungsversuche waren ihm zunehmend unangenehm geworden. Eines Tages, als sie nach dem Seminar allein im Raum gewesen waren, hatte Anna versucht ihn zu küssen und ihm dabei auch noch an den Hintern gefasst. Das war der Tropfen gewesen, der für ihn das Fass zum überlaufen gebracht hatte. Es war notwendig gewesen, ihr Grenzen aufzuzeigen, und das hatte er auch mit deutlichen Worten getan. Mit wässrigen Augen und gekränktem Stolz im Blick war sie einige Minuten später aus dem Saal geeilt. Von da an war sie in keinem seiner Kurse mehr aufgetaucht und auch die beiden Jungs nicht. Inzwischen hatte sie sich wohl erholt. Zumindest sah es so aus. Sie und dieser Harald hielten Händchen. Da hatte der junge Mann sicher den Fang seines Lebens gemacht, dachte Tim und musste lächeln.

Im selben Augenblick, als Tim so dastand und sie lächelnd von der anderen Straßenseite aus beobachtete, sah Anna zufällig herüber. Ihre Blicke trafen sich für einen kurzen Augenblick und Tim bildete sich ein, für eine Sekunde erneut verletzten Stolz in diesen schönen braunen Augen aufblitzen zu sehen. Stolz und etwas anderes, das er nicht einordnen konnte. Auf diese Entfernung musste es fast Einbildung sein, und doch spürte er ein flaes Gefühl im Magen. Ein Gefühl von Schuld, auch wenn er seiner Ansicht nach im Umgang mit der Studentin alles richtig gemacht hatte. Doch der Moment ging vorüber, Anna drehte sich zu ihrem Freund und ging weiter, ohne ein Zeichen, dass sie ihn gesehen hatte. Als hätte sie einfach durch ihn hindurchgeschaut.

Versunken in dieser Flut von Gedanken war Tim kurz stehen geblieben, doch jetzt trottete er weiter. Er fand es immer wieder aufs Neue befremdlich, dass er in einer so großen Stadt so oft Leute sah oder traf, die er kannte. Natürlich bewegte er sich normalerweise in erster Linie auf dem Campus, da war das abzusehen, aber auch in der Stadt selbst war es nicht anders. Selbst wenn er einmal im Jahrzehnt zu Fuß unterwegs war. Als er eine Viertelstunde später sein Appartement erreichte, schwitzte er vor Anstrengung. Er spürte leichtes Seitenstechen von der ungewohnten sportlichen Betätigung und zu allem Überfluss schmerzten sein Rücken und seine Hüfte noch immer. Helena hätte jetzt bestimmt ein paar wunderbare Hausmittelchen parat gehabt. Kalte Umschläge oder so etwas.

Immer und immer wieder diese verdammten Gedanken an Helena, er wurde sie einfach nicht los. Sie verfolgten ihn, wohin er auch ging, was auch immer er tat. Von Morgens bis Abends. Selbst in seinen Träumen waren sie noch da. Er sah auf die Uhr. Zwanzig nach Drei. Nichteinmal mehr fünf Stunden, dann würde es vorbei sein, dachte er. Es wurde langsam aber sicher Zeit sich zu verabschieden.

Kapitel 6

Glücklicherweise war heute im Zoo nicht viel los. Die Warteschlange vor dem Tigerhaus ging nicht wie üblich bis hinter zu den Elefanten und Giraffen. Nur ein junges Pärchen mit Kind war noch vor ihm dran. Die würden bestimmt nicht allzu lange brauchen. Auch er war in jungen Jahren ein paar Mal mit seinen Eltern hier gewesen, doch damals war er noch zu klein, zu ängstlich und hatte überhaupt keinen Gefallen an den wilden Tieren gefunden. Der Junge vor ihm war vielleicht sieben oder acht Jahre alt, leckte an einem Eis und besah sich mit großen Augen die Welt um ihn herum. Seine Eltern schmiegt sich aneinander und unterhielten sich leise. Micha befahl ein Anflug von Wehmut um all die Dinge, die er noch hätte erleben können, wenn seine Diagnose anders ausgefallen wäre oder die Chancen auf Heilung besser stünden. Er würde nie eine eigene Familie haben, nie lernen was es bedeutete, Vater zu sein. Natürlich war auch nicht gesagt, dass er jemals das Gefühl, eine eigene Familie zu haben, kennengelernt hätte, selbst wenn ihm noch 50 Jahre oder mehr geblieben wären. In den letzten Jahren hatte er sich kaum um solche Dinge geschert. Er war sein eigener Lebensmittelpunkt gewesen und damit auch gut gefahren. Nur seit dem Tag im Krankenhaus, seit er wusste, wie bald es vorbei sein würde, hatte er immer und immer wieder das Gefühl, er hätte irgendetwas größeres, bedeutungsvolleres mit seinen Jahren tun müssen. Etwas, das nicht nur seinem eigenen, kurzfristigen Wohl diene. In die Forschung gehen und beruflich erfolgreich werden zum Beispiel oder eben privates Glück finden. Doch weder das Eine noch das Andere hatte in seiner Macht gestanden, was also hätte er schon groß anders machen können?

Vor dem Pärchen ging die Tür auf und zwei schlaksige Jungs, die Micha auf 16 oder 17 schätzte, kamen aus dem Tigerhaus geschlurft. Beide wirkten aufgedreht und begeistert.

„War das geil“, sagte einer von beiden gerade, als sie an Micha vorbeikamen. „Müssen wir morgen gleich wieder machen.“

Sein Kumpel nickte nur grinsend und strich sich die fettigen, langen Haare aus dem Gesicht. Micha dachte an die ersten Male, die er allein oder mit Freunden hier gewesen war. Die zitternden Hände, die Aufregung. Das war toll gewesen. Mittlerweile war es halb Nostalgie, halb Bewunderung für die Anmut der Tiere, die ihn regelmäßig in den Zoo brachte. Angst oder Aufregung verspürte er dabei kaum noch. Vor ihm hob der junge Familienvater seinen Sohn hoch und folgte seiner Frau in die Schleuse. Die Türen schlossen sich und Micha bildete nun ganz allein die Warteschlange.

Es dauerte nur wenige Minuten, bis die drei wieder da waren, ganz wie Micha es vermutet hatte. Der kleine Junge schrie und weinte während seine Eltern sich alle Mühe gaben, ihn zu beruhigen. Wahrscheinlich hatten sie gedacht, sie würden ihm eine Freude bereiten, in dem sie ihm diese anmutigen Tiere zeigten. Das Gesicht des Kindes zeigte nur Angst, wenn überhaupt, würde erst in ein paar Stunden ein wenig Begeisterung einsetzen. Bestimmt kauften sie ihm jetzt auf den Schreck ein Eis, oder eine andere Süßigkeit. Die meisten Kinder waren so leicht zu abzulenken. Schade, dass man das auf dem Weg ins Erwachsenenalter irgendwann verlor, dachte Micha, mit einem Gedanken daran, wie er die letzten Tage verbracht hatte, als er nun selbst die paar Schritte durch die Türen ging und den roten Knopf drückte, damit die Schleuse sich schloss. Die Türen zum Inneren des Tigerhauses öffneten sich und er trat ein.

Er befand sich in einer großen Hütte, deren Inneres rundum mit Holz verkleidet war. Nur von außen war das Metall zu sehen, das die Außenwände aus Sicherheitsgründen umgab. Der Boden war aus Stein und übersät mit Dreck, der aussah wie eine Mischung aus Essensüberresten und Exkrementen. Eine Ecke war mit Stroh ausgepolstert, ansonsten wirkte der Raum vollkommen karg. Die riesige Klappe durch die die Tiere im Sommer in ihr großes Gehege konnten, war heute verschlossen. Hier war die Luft viel stickiger als draußen. Der Geruch der Tiere war markant und mit nichts vergleichbar, das Micha je an einem anderen Ort gerochen hatte. Insgesamt gab es hier im Zoo vier Tiger. Am Hals und an allen vier Pfoten trug jeder von ihnen dünne, silberne Metallbänder, die mit hochentwickelten Mikrochips und jeder Menge anderer Technik bestückt waren, die Micha nicht verstand.

Das einzige Tigerweibchen lag heute schlafend in der Ecke mit dem Stroh, sie schien sich an dem Weinen des kleinen Jungen vor wenigen Minuten nicht gestört zu haben. Die drei Männchen liefen unruhig vor ihr auf und ab, bisher hatten sie Micha noch nicht wahrgenommen. Es war jedes Mal aufs Neue unglaublich, wie grazil und katzenartig sie ihre schweren Körper bewegten. Langsam, ruhig und bedrohlich. Unter ihrem orangen Fell mit den schwarzen Streifen konnte er sehen, wie die Muskeln sich bewegten. Er spürte wie sein Herz schneller schlug.

Vorsichtig machte Micha ein paar Schritte in ihre Richtung. Eines der Tiere hatte ihn bemerkt und kam langsam auf ihn zu, ohne den Blick auch nur für eine Sekunde abzuwenden. Zwischen ihnen war kein Gitter, kein massives Glas, nicht mal eine Bretterwand, die den Tiger von Micha fernhielt. Kein Wunder, dass Kinder die Faszination dieser Situation noch nicht verstehen konnten. Instinktiv spannte sich jeder Muskel im Körper an und es gehörte viel Überwindung dazu, die instinktive Fluchtreaktion zu unterdrücken.

Von den anderen Tigern hatte sich keiner für ihn interessiert. Vermutlich war derjenige, der auf ihn zukam, so eine Art Chef unter ihnen, aber obwohl er schon so oft hier gewesen war, wusste Micha nicht genug von Tigern, als dass er sich damit sicher gewesen wäre. Nur wenige Zentimeter vor ihm blieb der Tiger stehen. Micha streckte seine Hand aus, doch der Tiger machte sich nicht die Mühe seinen massiven Kiefer danach auszustrecken sondern roch nur an dem Neuankömmling. Er wusste, was Micha wusste.

Auch wenn es an sichtbaren Barrieren mangelte, konnte er ihn doch nicht erreichen, zumindest nicht mit dem Kiefer und auch nicht mit den Tatzen. Dafür sorgten die kleinen Metallbänder. Von ihnen ging irgendeine Art von Feld aus, die sie auf Distanz hielt. Es fühlte sich an, als würde man eine sehr warme, hauchdünne Oberfläche aus Glas berühren, unter der so viel Strom entlang floss, dass es sich anfühlte, als würde sie ständig leicht pulsieren. Man konnte sie nicht sehen und bekam auch keinen Stromschlag, doch es war unmöglich hindurch zu fassen.

Langsam beruhigte sich sein Puls wieder und er begann, dem Tiger über das Fell zu streichen. So etwas ließen sich nur Tiger gefallen, die schon sehr lange hier im Zoo waren. Die jüngeren versuchten meistens in die Hand zu beißen oder liefen weg. Manchmal wurden Tiere frisch gefangen und kamen dann hierher, die sprangen die Besucher auch schon mal an, mussten aber auch irgendwann einsehen, dass sie nicht gewinnen konnten, ohne ihre Tatzen und ihr Gebiss zu benutzen. Die Besucher kamen immer mit dem Schrecken und dem ein oder anderen blauen Fleck davon. Wie wohl die Roboter aussahen, die dafür zuständig waren, wilde Tiere für die Zoos einzufangen, fragte sich Micha. Es gab so viel, über das er noch nie nachgedacht hatte und nun würden alle Fragen unbeantwortet bleiben. Er versuchte, sich den Geruch dieses Ortes tief einzuprägen, während er immer noch das weiche Fell des Tigers berührte.

In diesem Augenblick stieg ohne Vorwarnung seines Körpers ein starker Hustenreiz in ihm auf, so dass er es nicht mehr rechtzeitig schaffte, sich die Hand vor den Mund zu halten. Er hustete lautstark und sprenkelte das Fell des Tigers mit winzigen Blutstropfen. Alle Tiere im Raum hatten mitten in ihren Bewegungen innegehalten und blickten zu ihm, selbst das Tigerweibchen in der Ecke war aufgewacht und hatte den Kopf gehoben, während Micha sich vor Schmerzen beim Husten krümmte und wand, den Arm auf seinen Oberkörper gepresst. Wie in einem Western, wenn man den Saloon betritt, dachte Micha. Die vier Tiere starrten ihn bewegungslos an, es fehlte nur der Pianist, der aufhörte zu spielen und vielleicht ein Ballen Heu, der irgendwo durchs Bild flog. Das kurze, gepresste Lachen, machte den Husten nur noch schmerzhafter. Er konnte sich kaum auf den Beinen halten. Mit kleinen Schritten lief er zur Schleuse, die sich um ihn herum schloss und dann den Weg nach draußen freigab. Krampfhaft versuchte er möglichst ruhig zu atmen und brachte den Husten an der frischen Luft wieder unter Kontrolle.

Eine Gruppe Mädchen, vielleicht sieben oder acht, die nicht älter als 14 sein konnten, drängelte und schob sich an ihm vorbei, während er langsam den Eingangsbereich des Tigerhauses verließ. Niemand achtete auf ihn. Wahrscheinlich würden sie sich ein bisschen erschrecken, falls sie die Blutstropfen auf dem Fell des Tigers sahen. Micha hielt sich immer noch Bauch und Brustkorb, aber langsam beruhigte er sich wieder. Nun gut, dachte er, die Erinnerung an seinen letzten Besuch hier hatte er sich schöner erhofft, aber er würde nicht noch einmal da hineingehen. Die schlechte Luft tat seinen kaputten Lungen alles andere als gut. Mühsam versuchte er sich zusammenzureißen und ging in Richtung des kleinen Cafés, in dem er nach den meisten seiner Besuche hier noch ein Bier getrunken hatte. Er überquerte den großen geteerten Platz, der die verschiedenen Teile des Zoos miteinander verband. Hier standen grell bunte Automaten, an denen man sich und seine Kinder mit Süßigkeiten versorgen konnte. Auf der anderen Seite des Platzes war das Café. Ein runder Raum, innen und außen quietschgelb gestrichen, bestückt mit kleinen Stühlen und Tischen. Außer ihm war heute niemand hier. Micha war froh, endlich eine Sitzgelegenheit zu haben. An einem kleinen, alten Servierautomaten drückte er den Knopf für ein großes Wasser, legte seinen Daumen zum bezahlen auf den Sensor und nach wenigen Sekunden öffnete sich eine Klappe, so dass er die Wasserflasche heraus nehmen konnte. Dazu angelte er sich noch eins der Briefpapiere, das mit dem Briefkopf des Zoos bedruckt war. Solches Briefpapier und Ansichtskarten mit allen möglichen Tieren darauf gab es hier zuhauf. Es war umsonst, wahrscheinlich weil es gute Werbung für den Zoo war.

Seufzend ließ er sich an einem der Tische nieder und trank die erste Hälfte der Wasserflasche in einem Zug aus. Den Entschluss, seinen Eltern einen Brief zu schreiben, hatte er bereits zuhause gefasst. Er musste es ihnen noch irgendwie mitteilen, sie durften es nicht erst erfahren, wenn schon alles vorbei war. Die Idee, den Brief gleich hier zu schreiben, war ihm dann auf dem Weg hierher gekommen. Nach einem letzten, beruhigenden Besuch bei den Tigern, würde es leichter von der Hand gehen, hatte er gedacht. So viel zu übersteigerten Erwartungen. Seufzend nahm er einen Stift vom Tisch und begann zu schreiben.

*Hallo ihr Lieben,
entschuldigt, dass ich es euch nicht persönlich gesagt habe, aber was ich euch mitteilen muss*

Micha hielt inne, zögerte, dann zerknüllte er den Zettel, warf ihn in den Mülleimer und holte sich ein neues Briefpapier, um von vorne zu beginnen. Schon die Anrede passte nicht. Wie brachte man etwas so gewaltiges auf Papier? Wie konnte er das mit der Diagnose erzählen? Erklären, warum er ihnen bisher nichts gesagt hatte? Was waren die richtigen Worte dafür? Sollte er ihnen sagen, was genau er vorhatte? Er spürte, wie Tränen seine Wangen hinunterliefen. Einige Minuten saß er einfach nur da und dachte nach, tief versunken in seinen Gedanken.

Dann begann er erneut zu schreiben.

Kapitel 7

Es war kaum zu glauben, wie schön sie aussah. Pure Perfektion. Tim strich mit den Fingern über das Foto und versuchte, sich an den Moment der Aufnahme zu erinnern. Das Bild war jetzt ungefähr ein Jahr alt. Er hatte es in seinem letzten gemeinsamen Urlaub mit Helena gemacht, an einem wunderschönen Strand auf Bali. Darauf saß sie am Rand einer kleinen, brüchigen Steinmauer, hinter ihr das Meer und der helle, feinkörnige Sandstrand. Das tiefrote, enge Kleid betonte ihren schlanken Körper, die braunen Haare wurden vom Wind leicht zur Seite geweht und sie lächelte verführerisch. Aber wo genau war das Bild entstanden? Schon jetzt begannen seine Erinnerungen zu verschwimmen.

Vor dem Urlaub hatte es ein paar kleine Streitereien gegeben, dass er ihr zu wenig seiner Zeit widmete, sie kaum noch was miteinander erleben würden, deswegen hatten sie ja letzten Endes überhaupt Urlaub gemacht. Aber womit hatten sie sich in den zwei Wochen die Zeit vertrieben? Er konnte sich an die Strände erinnern, an eine alte verfallene Kirche und grob an ihre Unterkunft in einem frisch renovierten, nobel eingerichteten Hotel direkt am Strand. Aber die Namen und passenden Bilder der Orte und Sehenswürdigkeiten, denen sie einen Besuch abgestattet hatten, waren wie ausgelöscht. Was er noch wusste, war, dass sie in einer Stadt namens Denpasar gelandet waren und dort auch ihre erste Nacht verbracht hatten. Das Foto vor ihm musste später entstanden sein, am ersten Tag waren sie nur ganz kurz am Strand gewesen. Tim blätterte eine Seite des dicken Fotoalbums um. Es war schon sehr alt und abgewetzt, vollgestopft mit Fotos von seiner frühesten Kindheit und Jugend bis heute. Er und Helena hatten sich gerade in den ersten Jahren ihrer Ehe viel Mühe mit den verschiedenen Kapiteln gemacht, alle neuen Fotos gedruckt, eingeklebt und beschriftet, die es wert gewesen waren. Ein richtiges Fotoalbum war schon etwas anderes als die digitalen Bilderrahmen, auf denen die Fotos einfach nur durchliefen. Tim hätte auch immer gerne eins der kleinen farbigen Hologramme von sich und Helena gehabt, die man in jeder größeren Stadt anfertigen lassen konnte, aber wegen der hohen Kosten hatten sie es immer wieder vor sich her geschoben. Nun war es zu spät. Helena war weg. Für immer.

Heute waren es auf den Tag genau drei Wochen, seit er es erfahren hatte. Der Gedanke an diesen Moment ließ den Schmerz des Augenblicks jedes Mal aufs Neue in ihm aufsteigen. Es hatte ihn eine Menge Kraft gekostet, nicht auf der Stelle vollkommen den Verstand zu verlieren. Vielleicht hatte er auch ein Stück weit den Verstand verloren, in manchen Momenten der vergangenen drei Wochen war er sich seiner geistigen Gesundheit nicht zu hundert Prozent sicher gewesen.

Die Türklingel hatte ihn aus seinen Gedanken gerissen, als er am Morgen nach der Trennung und Helenas plötzlichem Auszug gerade in der Küche versucht hatte, seinen Kater in den Griff zu bekommen. Nach einer unruhigen Nacht und so viel Alkohol waren zwei Stunden, bis er im Anzug vor ein paar hundert Studenten zu stehen und interessant und möglichst gut gelaunt Wissen zu vermitteln hatte, zwar knapp bemessen, aber auch kein Ding der Unmöglichkeit. Er hatte sein Frühstück aus der Hand gelegt und war mit hämmerndem Schädel zur Tür gelaufen.

Dort stand ein humanoider Roboter, ein Mann der fast ebenso groß war wie Tim, mit einem ausdruckslosen, ernsten Gesichtsausdruck. Die richtig teuren, neuen Modelle waren nur noch mit Mühe von echten Menschen zu unterscheiden. Vor ein paar Wochen hatte Tim, der an der Uni oft mit der modernsten Technik konfrontiert wurde, bei einer großen, langbeinigen Schönheit, die ihm auf dem Flur entgegen gekommen war, erst nach dem Barcode am Ringfinger ihrer rechten Hand Ausschau halten müssen, um sich sicher zu sein, dass er es nicht mit einem echten Menschen zu tun hatte. Das Modell, das jetzt auf seiner Türschwelle stand, war offensichtlich schon ein paar Jahre älter, allerdings gut in Schuss, fast ohne Abnutzungserscheinungen und geschmackvoll in einen grauen, perfekt sitzenden Anzug gekleidet. Die Haut war einen Tick zu bleich für einen echten Menschen, die Gesichtszüge noch einen Tick zu kantig. Welcher Baureihe er wohl entstammte? All diese Gedanken schossen Tim in den ersten zwei Sekunden nachdem er die Tür geöffnet hatte durch den übermüdeten Kopf. Dann sah er den Brief, den ihm der Android entgegen hielt. Ein schwarzer Umschlag. Tim starrte darauf, während Panik seinen Körper flutete. Natürlich wusste er, was das bedeutete, doch das konnte nicht sein. Das durfte nicht sein.

Vor wenigen Augenblicken, als es an der Tür geklingelt hatte, war ein kleiner Funken Hoffnung in ihm aufgekeimt. Hoffnung, vor der Tür würde Helena stehen, und sie könnten nochmal in Ruhe miteinander reden. Gestern hatte ihn die Situation überrumpelt, aber nun, nachdem er die ganze Nacht über Zeit gehabt hatte, hätte er ganz genau gewusst, was er ihr sagen wollte, wie er sie umstimmen konnte. Und nun hielt

ihm diese Maschine stumm den Brief hin. Ohne sich zu bewegen. Ohne zu zwinkern. Ohne auch nur ein verständnisvolles oder mitfühlendes Wort zu sagen.

Mit zitternden Fingern nahm Tim ihm den Brief aus der Hand und schloss die Tür. Niemand konnte ihn zwingen, den Brief zu öffnen. Solange er nicht hinein sah, war es auch möglich, dass es sich um eine Verwechslung handelte. Auch wenn es sich nicht bestreiten ließ, dass es sein Name und seine Adresse waren, die da in feinen weißen Lettern auf dem Umschlag standen.

Er ließ sich in seinen Sessel im Wohnzimmer sinken und drehte den Brief immer wieder in den Händen, betrachtete ihn von allen Seiten. Ein paar Minuten saß er einfach so da, gedankenverloren, voller Angst und Zweifel, und gleichzeitig zu feige, den Brief zu öffnen. Es hatte keinen Zweck. Er konnte jetzt nicht davonlaufen, nicht so tun, als wüsste er nicht, was es mit dem schwarzen Umschlag auf sich hatte. Tränen liefen seine Wangen hinunter, als er mit seinen zittrigen, schweißnassen Fingern den Brief aufriss und ein einzelnes Blatt Papier herauszog. Die Worte waren in derselben, feinen Schrift gedruckt, die auch schon den Umschlag geziert hatte.

Sehr geehrter Herr Fischer,

es tut uns sehr leid Ihnen mitteilen zu müssen, dass Ihre Frau Helena Fischer am Abend des 17. Oktober diesen Jahres bei einem Autounfall zu Tode gekommen ist.

Der Unfall ereignete sich an der Rudi-Dutschke-Straße, Ecke Rodmanstraße. Dabei starben noch drei weitere Menschen, zwei wurden schwer verletzt.

Über alles Weitere werden Sie in den nächsten Tagen schriftlich informiert.

Herzliches Beileid

Jetzt lag der Brief ganz hinten eingeklemmt im Fotoalbum. Er trug den Briefkopf und das Wappen des Landes Berlin. Drei Wochen war es her, dass Tim ihn bekommen hatte. Es hatte ihm die Luft zum Atmen genommen. Seitdem war er mit Müh und Not durch das Leben getaumelt. Alles war so weit weg, als trennte ihn eine unsichtbare Wand vom Rest der Welt. Alles andere war irrelevant, geradezu lächerlich geworden. Dieser Brief war so furchtbar kalt und knapp. Ein typisches, computergeneriertes Schreiben. Tim hatte in seinem Leben mehrere dieser schwarzen Umschläge überbracht bekommen, als seine Großeltern gestorben waren, seine Eltern, aber nie zuvor hatte er realisiert, wie unglaublich distanziert diese Standard-Briefe eigentlich waren.

In den drei Wochen hatte er ihn mehrere hunderte Male gelesen, genau wie alles andere, was er in den Tagen danach an Material über den Unfall hatte finden können. Zeitungsartikel, Ermittlungsberichte, all das war vollautomatisch aus den Fakten erstellt worden, die zur Verfügung standen. Soweit er das beurteilen konnte, war Helena zu schnell gefahren und mit einem Audi zusammengestoßen, als dieser ihr die Vorfahrt genommen hatte. Er hätte nicht zulassen dürfen dass sie selbst fährt, so aufgewühlt wie sie gewesen war. Es war auch seine Schuld, dass Helena jetzt nicht mehr am Leben war.

Er hatte die Formalitäten erledigt, ihre Beerdigung durchgestanden, war zu seinen Vorlesungen gegangen und hatte kaum Schlaf und keine Ruhe gefunden. Tag für Tag hatte er jeweils das Nötigste abgearbeitet und dabei die ganze Zeit nur an Helena gedacht. An sie und daran, dass er mit Schuld an ihrem Tod war. Nächtelang, war er wach gelegen, hatte geweint, geschrien, die Decke angestarrt. Nichts hatte den Schmerz, der sein Innerstes zerfraß, auch nur um eine winzige Nuance verringert. Erst seit er den Termin für den heutigen Abend ausgemacht hatte, ging es ihm eigentümlicher Weise ein kleines bisschen besser.

Es war schmerzhaft die Fotos im Album anzusehen, all diese Erinnerungen an glücklichere Zeiten, aber er hatte es sich für heute fest vorgenommen, das ein letztes Mal zu tun und so bedrückend es einerseits auch war, Helenas wunderschönes Lachen auf den Fotos zu sehen, so war es doch andererseits auch schön, daran zu denken, dass es glücklichere Tage gegeben hatte.

Nach den Fotos aus Bali endete das Fotoalbum mit dem schwarzen Umschlag, der ihm die traurige Nachricht überbracht hatte. Tim klappte das Album zu und sah auf die Uhr. In den letzten Wochen war die Zeit stets so zäh vergangen, heute schien sie dafür regelrecht zu verfliegen. Es war schon fünf nach Sieben. Zeit zu gehen, wenn er nicht zu spät zu seinem Termin kommen wollte.

Er stand auf, nahm sich seine Jacke und zog die Tür hinter sich ins Schloss. Darum, was mit seinen Hinterlassenschaften werden würde, hatte er sich nicht gekümmert. Es gab keine Erben, also würde alles

Brauchbare versteigert werden und der Erlös dem Staat zufallen. Was kümmerte es ihn noch?

Als er am Fuß der Stufen angekommen war, bemerkte er aus dem Augenwinkel, dass an seinem Briefkasten das grüne Lämpchen leuchtete. Hatte es heute Nachmittag schon gebrannt, als er nach Hause gekommen war? Sicher nicht. Es war Monate her, dass er das letzte Mal richtige Post gekriegt hatte. Wer schrieb denn noch richtige Briefe? Alles was Staat oder Ämter mitzuteilen hatten, wurde persönlich von Androiden überbracht. Er öffnete mit seinem Daumenabdruck den schwarzen Kasten und entnahm ihm einen kleinen weißen Umschlag, kleiner als eine Postkarte. Er war nicht adressiert oder sonst irgendwie beschrieben, jemand musste ihn persönlich eingeworfen haben. Den Briefumschlag in der Hand lief Tim zur Straße und hielt ein Taxi an. Lesen konnte er auch auf der Fahrt. Ein schwarzer Ford Mustang hielt geräuschlos vor ihm an, er ließ sich auf der Rückbank nieder und sagte dem Navigationssystem in langsamen und deutlichen Worten sein Ziel an, bevor er sich dem Umschlag widmete.

Der Brief enthielt nur einen kleinen Notizzettel in einer mädchenhaften Handschrift, die ihm seltsam vertraut vorkam. Darauf stand:

Lieber Tim,

ich habe mich vorhin sehr gefreut, dich mal wieder zu sehen. Du sahst traurig und sehr müde aus.

Ich liebe dich noch immer sehr, aber ich verstehe, dass du nicht mit einer Studentin zusammen sein kannst und respektiere das. Falls du mal einfach jemanden zum Reden brauchst, bin ich trotzdem immer für dich da, ich möchte nur dass du das weißt.

Ich hoffe sehr, dass es dir gut geht,

Anna

Die ganze Fahrt über starrte Tim auf den Zettel und las ihn mehrere Male durch. Drei Wochen. Seit drei Wochen fühlte er sich wie der letzte Dreck und keiner bekam davon irgendetwas mit. Niemand hatte ihn darauf angesprochen, ob es ihm gut ging oder sich gefragt, warum er kaum noch Termine wahrnahm. Und ausgerechnet Anna, die ihn seit Monaten nicht gesehen hatte, nahm mit einem Blick wahr, was keiner sonst, weder Kollegen noch Studenten, erkannt hatte. Auch wenn er sich nicht mit ihr zum Reden treffen würde, war es doch ein schönes Gefühl, dass es jemanden gab, dem er nicht egal war. Auch wenn er Anna nicht besonders nahe stand, dieser Brief bedeutete ihm etwas. Als sie vor der Praxis anhielten, einem einzeln stehenden weißen Haus, stieg Tim aus dem Taxi und steckte sich den Brief in die hintere Hosentasche. Er wollte ihn nicht wegschmeißen, dafür hatten die Worte ihn zu sehr berührt, einfach aus dem Grund, dass sie so persönlich waren. Weil sie wirklich ihn meinten.

Ein paar Minuten stand er dort auf der Straße und atmete tief durch. Es ging dem Ende entgegen. Er öffnete die weiße Eingangstür, die mit dem Logo des PSH verziert war, und trat ein.

Kapitel 8

Seit einer Viertelstunde stand Micha nun schon vor dem Haus seiner Eltern und trat von einem Bein auf das andere. Warum ging er nicht einfach weiter? Oder warf den Brief endlich ein? Es hatte eine halbe Ewigkeit gedauert, bis er mit den paar Zeilen soweit zufrieden gewesen war, dass er sich vom Zoo aus auf den Weg hierher gemacht hatte. Doch jetzt stand er einfach nur da und traute sich nicht vom Fleck. Hatte er erwartet, seine Eltern würden ihn sehen und herauskommen? Vielleicht hatte er das insgeheim, sicher war er sich nicht. Die Chancen dafür standen schlecht. Als Bewohner eines Hauses, das zur einen Seite einen ausgedehnten, wunderschönen Park und zur anderen Seite eine kaum benutzte Seitenstraße Berlins als Aussicht hatte, neigten sie nicht dazu, ihre Tage damit zu verbringen, auf der Straßenseite aus dem Fenster zu sehen. Er konnte auch einfach klingeln. Was sie wohl sagen würden? Vermutlich würden sie entsetzt sein über seine Diagnose und schockiert über seinen Plan, vollkommen von den Neuigkeiten überfordert. Wahrscheinlich würde seine Mutter sich nur unnötig aufregen und sein Vater würde teilnahmslos wie immer in seinem Schaukelstuhl sitzen und seinen Käsekuchen essen. Die beiden waren emotional keine Stütze in schwierigen Zeiten. Er wollte es ihnen einfach nicht selbst erzählen, es widerstrebe ihm. Ein neuer Hustenanfall zwang Micha dazu, sich die Hand auf den schmerzenden Bauch zu pressen, um besser Husten zu können. Als er wieder ruhiger atmen konnte, besah er sich den Brief in seiner Hand. Zum Glück hatte der keinen Schaden genommen, nur der Gehweg schien ein paar Blutstropfen abbekommen zu haben. Es schien schlimmer zu werden. Wahrscheinlich war das die Aufregung und Angst vor dem Abend, die ihn dazu brachte noch mehr zu husten als in den letzten Tagen. Dazu kam, dass von der dauernden Husterei die Bauchmuskeln und seine Lungen vollkommen überstrapaziert waren und beide immer empfindlicher wurden. Micha gab sich Mühe, ruhig zu atmen und beschloss, der Warterei ein Ende zu machen. Ein letztes Mal würde er den Brief noch lesen, ihn dann in den Briefkasten werfen und seiner Wege gehen. Es hatte keinen Zweck mit ihnen zu reden, also war es das Beste, es auch zu lassen. Er klappte den Brief auf.

*Hallo Mama, Hallo Papa,
es tut mir ehrlich leid, dass ihr es auf diese Weise erfahrt, aber ich konnte es euch nicht selber sagen. Ich habe es nicht übers Herz gebracht. Schon seit ein paar Monaten habe ich Schmerzen und fühle mich nicht wohl. Letzte Woche war ich deswegen in einer Klinik und habe erfahren, dass ich Krebs in einem sehr späten Stadium habe, der nicht mehr heilbar ist. Ich habe kein Bedürfnis, die nächsten Monate dahinzusiechen, wenn eh keine Chance auf Besserung besteht, deswegen will ich dem Ganzen ein Ende setzen. Ich hatte ein schönes Leben und ich bin froh, dass ich so liebe und verständnisvolle Eltern wie euch hatte. Bitte verzeiht mir, dass ich euch nichts gesagt habe.*

Ich liebe euch beide

Micha

Mit feuchten Augen faltete er den Brief wieder zusammen, warf ihn in den Briefkasten und drehte sich weg. So schnell es seine Lungen zuließen entfernte er sich vom Haus seiner Kindheit, von seinen Eltern, von den einzigen Menschen auf der Welt, die ihm etwas bedeuteten. Ursprünglich hatte er gehofft, der Tag würde ihm noch ein paar angenehme, letzte Erinnerungen bringen, im Moment spürte er davon leider nichts. Er versuchte, nicht zu weinen. Angst und Trauer zogen in seinem Kopf ihre Kreise. Noch konnte er den Termin auch absagen, einfach wieder nach Hause gehen und so tun, als wäre alles gut. Ein paar Tage würde das noch gut gehen, wenn es mit seiner Gesundheit im selben Tempo bergab ginge, wie bisher. Aber was dann? Die Schmerzen waren schon jetzt kaum auszuhalten, jeder Atemzug fühlte sich an, als ob tausende kleine Nadeln seine Lungen attackieren würden. Es war wichtig, dass er sich zusammenriss. Er bog in die Chomskyallee ein, von dort aus war es nicht mehr weit bis zur Praxis. Halb acht sollte er dort sein, pünktlich halb acht, hatte die Stimme am Telefon gesagt.

Nächtliche Dunkelheit hatte sich über Berlin gelegt und Micha fror ein wenig in seiner dünnen Jacke. Je kälter die Luft wurde, umso unangenehmer wurde sie in den Lungen. Endlich erreichte er die Kreuzung zur Turingstraße und konnte einen ersten Blick auf das weiße Haus erhaschen, in dem die sich die Praxis des PSH befand, die am nächsten an seiner Wohnung lag. Der Praxisverbund für Sterbehilfe e.V. hatte laut seiner Homepage, die Micha in den letzten Tagen gründlich durchforstet hatte, 8 Praxen in Berlin und fast 100 in

ganz Deutschland. Sie befassten sich laut eigener Aussage damit, denjenigen, die das wünschten, „ein würdevolles Ende zu ermöglichen“.

Das Haus auf das er jetzt zulief kannte er schon von Bildern. Es war ein flacher, einstöckiger Bau, dessen Fenster verspiegelt waren, um keine Blicke nach drinnen zuzulassen. Vor der weißen Eingangstür blieb Micha stehen. Die Aufregung nahm weiter zu. Sein laut pochendes Herz konnte man vermutlich trotz der geschlossenen Tür im ganzen Haus hören. Wieder brach dieser schmerzhaft, nicht enden wollende Husten aus ihm hervor. Dicke, dunkelrote Blutstropfen flogen auf das Weiß der Eingangstür. Micha ließ sich für einen Moment auf die Knie sinken, seine Kraft reichte heute nicht mehr, um den Husten auszuhalten und gleichzeitig noch sein Körpergewicht zu tragen. Als der Husten wieder abebbte, hatten seine Lungen begonnen, bei jedem Ausatmen eine Art Pfeifton von sich zu geben. Er traute sich nicht mehr, tief einzuatmen. Es tat zu sehr weh.

Mühsam erhob er sich wieder, stützte sich an der Tür ab und betrachtete sie. Auf ihr war das Logo des PSH angebracht: Ein Kreuz und daneben eine Schlange, die sich um einen Stock wand. Letzteres hatte er schon bei manchen Krankenhäusern im Logo gesehen. Die beiden Zeichen zusammen sollten die Verbindung von Leben und Tod symbolisieren. Auch das hatte Micha die Homepage des PSH verraten. Nun war der Kopf der Schlange allerdings durch einige Blutspritzer befleckt. Micha suchte seine Taschen nach einem Tempo ab. Nach erfolgloser Suche wischte er das Blut einfach mit dem Ärmel seiner Jacke weg, was überraschend gut funktionierte. Jetzt sah zwar der Ärmel nicht mehr besonders gepflegt aus, aber da wo er jetzt hinging, würde das hoffentlich keine Rolle mehr spielen.

Langsam schob er die Tür auf und trat hindurch, hinein in das weiße Vorzimmer der Praxis. Alles hier war weiß. Die Wände, der Boden, der kleine Brunnen in der Ecke, selbst die Steine im Brunnen waren weiß. An einer Seite stand ein großer Aufsteller mit Flyern des PSH. Die Fenster, die von außen keine Blicke hereinließen und aussahen, wie überdimensionierte Spiegel, waren von der Innenseite durchsichtig. Man konnte von diesem Vorraum aus die Straße überblicken, ohne selbst gesehen zu werden. Eine gute Idee, dachte Micha, für den Fall, dass jemand wieder gehen wollte, ohne gesehen zu werden. Er unterdrückte das Bedürfnis eben das zu tun. Vor Aufregung waren seine Hände schweißnass.

Der Eingangstür gegenüber befand sich eine Tür, auf der ein Schild angebracht war. Darauf stand in großen Lettern „Wartezimmer“ und darunter in klein waren die Worte „Bitte treten Sie ein“ zu lesen. Micha sah auf die Uhr. Es war 19.33 Uhr, er war fast pünktlich. Er ging schnurstracks durch das Zimmer, bedacht, nicht zu husten, um keine roten Tupfer in dem strahlenden Weiß des Raumes zu hinterlassen. Das Wartezimmer war menschenleer und fast identisch mit dem Raum zuvor, nur dass hier links und rechts je drei weiße Stühle standen. Über jeder der Stuhlreihen hing ein Gemälde, eine Ansammlung von weißen und schwarzen Kreisen und Rechtecken.

Am Ende des Zimmers befanden sich zwei Türen. Die Linke war weiß und die Rechte schwarz. Ein paar Sekunden blickte Micha umher, doch er fand an keiner der beiden irgendeine Beschriftung. Gerade wollte er sich auf einem der Stühle niederlassen, da ging die weiße Tür auf und eine Stimme rief „Michael Ferdinand Dorfer“. Irgendetwas war merkwürdig an dieser Stimme, aber was war es?

Er ging durch die Tür und fand sich in einem kleinen Büro wieder. Dort stand eine ältere Dame mit fast vollkommen weißen Haaren. Sie konnte nicht größer als einen Meter sechzig sein. Ihr Alter konnte Micha nicht schätzen, aber die vielen Falten und der leicht gebeugte Rücken ließen ihn vermuten, dass sie schon deutlich mehr Winter gesehen hatte als er. Es war selten, dass man jemanden sah, der wirklich viele Falten hatte. Unwillkürlich musste er an den Mann in der U-Bahn denken, der die ganze Zeit mit der Münze in seiner Hand gespielt hatte. Auch der hatte ungewöhnlich viele Falten gehabt. Zwei Akademiker an einem Tag zu sehen, wenn das mal kein seltsamer Zufall war.

Jetzt wurde ihm auch klar, was er an der Stimme so seltsam gefunden hatte, als er sie gerade gehört hatte. Es war eine menschliche Stimme gewesen, nicht eine der Computerstimmen, wie er sie gewohnt war.

Die Frau lächelte ihn zaghaft an und streckte ihm die Hand hin.

„Herr Dorfer?“

Micha nickte.

„Herzlich Willkommen beim PSH, meine Name ist Ingeborg Nolte.“ Micha schüttelte ihr die Hand und sie wies ihn mit einer Geste an, auf dem Stuhl Platz zu nehmen, der vor ihrem breiten, weißen Schreibtisch stand.

„Wenn Ihnen das Recht ist, würde ich zuerst einmal gerne etwas über ihre Beweggründe erfahren, diesen Schritt zu gehen. Sie können ganz frei erzählen. Danach werde ich Ihnen dann ein bisschen was über die Geschichte des PSH erzählen, Ihnen erklären was wir machen und wie der heutige Abend ablaufen wird, gesetzt den Fall, dass sie bei der Entscheidung bleiben.“

Frau Nolte hatte nun hinter ihrem Schreibtisch Platz genommen. Vor ihr lag ein Kuli und ein kleiner Notizblock, auf dem Michas Name stand. Nach wie vor trug ihr Gesicht dieses milde, zurückhaltende Lächeln, das Micha als eine Mischung aus Interesse und Fürsorge verstand.

„Erzählen Sie bitte ein bisschen was von sich. Warum haben Sie sich entschieden, diesen Weg zu wählen?“
Micha lehnte sich zurück, atmete so tief durch wie es ihm noch möglich war und fing an zu erzählen.

Kapitel 9

Das Bild hing schief. Ausgerechnet das fiel ihm hier als Erstes auf.

Tim hatte sich auf einem der Stühle im Wartezimmer der Praxis niedergelassen. An der Wand, die ihm nun gegenüber lag, hing eine weiße Leinwand, auf der ein großes schwarzes Rechteck abgebildet war. In diesem Rechteck waren vier kleine weiße Kreise vermutlich willkürlich angeordnet. Zumindest konnte Tim kein Muster und keine Regelmäßigkeit darin erkennen. Helena hätte ihm sicher erklären können, wer das Original dieses Bilds gemalt hatte, wie viele Nachbildungen es davon gab und was der Künstler mit dieser Anordnung ausdrücken wollte. Es war ihr größtes Hobby gewesen, sich mit Kunst zu beschäftigen, Ausstellungen zu betrachten und Bilder zu analysieren. Oft genug hatte sie ihn mit ihrer Leidenschaft für die Kunst genervt. Ihn überzeugt, mit ihr in die Ausstellungen zu gehen und sich ihre Erklärungen zu jedem einzelnen Bild anzuhören. Jetzt vermisste er ihre Stimme und ihre Anwesenheit mehr als alles andere. Er hätte alles gegeben, um sie hier zu haben und sich von ihr erzählen zu lassen, warum auf dem Bild ausgerechnet ein Rechteck war und ob es nun für Liebe, Leidenschaft, Tod oder den Verfall in der Welt stand. Wenn sie nur hier gewesen wäre, bestimmt hätten sie ihre Beziehung neu beleben können. Dieses spezielle Bild hätte er sicherlich nie zu Gesicht bekommen, wenn sie tatsächlich noch da gewesen wäre, aber es gab so viele Bilder und Museen und Vernissagen auf die sie gehen könnten, es gab so viel zu sehen.

Er hatte wieder begonnen, mit der silbernen Münze zu spielen. Dieses Mal nicht, weil er seine Aufregung unterdrücken wollte, denn er fühlte sich im Augenblick entspannter, als an irgendeinem Tag der letzten Wochen. Er hatte die Münze hervorgeholt, um sich die Zeit zu vertreiben. Bisher wartete er zwar erst wenige Minuten, es war nicht einmal fünf nach Acht, doch die Computerstimme am Telefon hatte ihn schon darauf vorbereitet, dass seine Wartezeit möglicherweise etwas länger sein würde. Es war ein eigenartiges Telefonat gewesen. Zuerst musste man wählen, ob man aus gesundheitlichen oder persönlichen Gründen einen Termin wollte, dann wurde einem ein möglicher Termin genannt und zum Schluss war der Hinweis gekommen, dass es eventuell zu längeren Wartezeiten kommen konnte. Warum gaben sie ihm dann nicht gleich einen späteren Termin? Vielleicht ein Programmierfehler in dem Algorithmus, der die Terminvergabe regelte und irgendein Genie hatte, statt den Fehler zu reparieren, diese Ansage eingebaut.

Die linke der beiden Türen am Ende des Zimmers öffnete sich in diesem Moment und riss Tim aus seinen Gedanken. Ein Mann trat in das Wartezimmer. Als Micha ihn sah, zog er überrascht die Augenbrauen hoch. Es war der junge Mann aus der U-Bahn, der ihm nach seinem Sturz wieder aufgeholfen hatte. Die Haut um seine Augen herum war gerötet, wahrscheinlich hatte er geweint. An seinem Kinn und auf seinem T-Shirt waren Flecken, die nach getrocknetem Blut aussahen. Hinter ihm schloss sich die weiße Tür wieder. Er blickte Tim an und ein gequältes Lächeln erhellte kurz sein müde und kaputt wirkendes Gesicht. Mit einer kurzen Kopfbewegung grüßte er und ließ sich dann auf einem Stuhl schräg gegenüber von Tim nieder. Die Stille, die daraufhin eintrat, war Tim sehr unangenehm. Er hatte das Bedürfnis, etwas zu sagen, um sie nicht noch länger werden zu lassen.

„Ich habe Sie doch heute schon einmal getroffen“, sagte er dann halblaut und sah dem jungen Mann in die Augen. „Oder verwechsle ich sie?“

Sein Gegenüber schien kurz zu zögern. Dann nickte er.

„Ich heiße Micha“, sagte er und wies mit einer Geste in den leeren, strahlend weißen Raum des Wartezimmers. „Wo wir schon beide hier sind, denke ich, dass wir uns auch duzen können.“

„Ja, das stimmt wohl. Kaum zu glauben, dass wir uns an einem Tag zweimal treffen. Und dann auch noch ausgerechnet hier.“

Micha nickte einfach nur. Wieder breitete sich diese Stille aus, die gewaltig und kaum zu ertragen mitten im Raum zwischen ihnen stand. Michas Augen sahen traurig aus und müde. Vielleicht sollte er ihn in Ruhe lassen, andererseits hatte er im Augenblick durchaus das Bedürfnis, sich mit jemandem zu unterhalten. Dieses sterile, helle Wartezimmer hatte nicht gerade eine entspannende Wirkung auf ihn.

„Wieso bist du hier?“

Es war die erste Frage, die Tim in den Kopf kam, aber schon in dem Moment als er sie ausgesprochen hatte, kam er sich sehr taktlos vor. Man fragte doch niemanden den man nicht kannte, warum er sterben wollte. Eigentlich fragte man das überhaupt niemanden. Auch Micha sah in zweifelnd an, er schien zu überlegen, was er darauf antworten sollte.

„Ich meine...“, versuchte Tim ein wenig zurück zu rudern. „...wozu du hier bist ist mir schon klar.“

Ich will dir auch nicht zu nahe treten. Aber du bist noch so jung und da habe ich mich gefragt, wie es wohl dazu kommt... Verstehst du, was ich meine?“

Er versuchte, eine entschuldigende Miene aufzusetzen. Noch immer spielte seine Hand nervös mit der Münze. Micha starrte noch ein paar Sekunden ins Leere und überlegte.

„Vor drei Wochen habe ich erfahren, dass ich Krebs habe“, sagte er dann leise und tonlos, ohne Tim anzusehen. „Ich habe ständig Schmerzen, huste Blut und habe keine Chancen auf Heilung. In knapp zwei Monaten wäre es eh vorbei.“

„Das tut mir leid“, sagte Tim und es stimmte. Auch wenn er in den letzten Wochen so gut wie kein Interesse am Leben anderer Menschen gehabt hatte, berührte es ihn, einen so jungen Menschen leiden zu sehen. Krankheit sollte den Älteren vorbehalten sein, dachte er.

„Und du?“ Micha schien ein wenig seine Fassung wiedergewonnen zu haben. „Was ist es bei dir?“

„Ich bin nicht krank. Zumindest soweit ich weiß.“ Tim überkam das Gefühl, sich rechtfertigen zu müssen.

„Aber wieso bist du dann hier?“

„Meine Frau...“ Er zögerte einen Moment. Seit Helenas Tod hatte er mit niemandem darüber geredet. Wieso sollte er es mit diesem jungen Mann tun, den er nicht mal kannte? Möglicherweise war es aber auch eine gute Idee, schließlich hatte er vor keinem seiner Bekannten und Freunde geschafft, es auszusprechen. Er setzte wieder an. „Sie ist vor drei Wochen bei einem Autounfall gestorben.“

„Verstehe.“ In Michas ernstem Blick konnte Tim nichts von diesem Verständnis erkennen. „Und weiter?“ Tim fand die Frage sehr unhöflich, aber schließlich war er es gewesen, der mit dem Frage-Antwort-Spiel begonnen hatte, auch wenn es ihm im Augenblick nicht besonders angenehm war.

„Seitdem sie nicht mehr da ist, hat das Leben für mich einfach keinen Sinn mehr. Das Essen schmeckt nicht mehr. Die Arbeit macht keinen Spaß mehr. Nichts interessiert mich. Ich...“

Ein lauter Hustenanfall von Micha unterbrach ihn. Der hielt sich die Hand vor den Mund, während der Husten ihn erbeben ließ. In seinem Blick und seinen Bewegungen konnte Tim nur zu gut die Schmerzen sehen, die durch seinen ganzen Körper zuckten. Als er die Hand weg zog, konnte Tim auf der Handfläche ein paar kleine Blutstropfen erkennen. Nach dem gequälten Ausdruck in Michas Gesicht zu urteilen, musste er schreckliche Schmerzen haben.

Eine gefühlte Ewigkeit saß er einfach nur da, atmete flach und bei jedem Ausatmen konnte Tim ein leises Fiepen seiner Lungen hören. Er spürte, dass es besser war, jetzt nichts zu sagen.

„Unsinn“, sagte Micha dann leise. Seine Stimme klang rauher als vor dem Husten und noch leiser.

„Was meinst du?“

„Das ist doch völliger Unsinn.“ Sein Tonfall klang, als spuckte er Tim die Worte vor die Füße. Er setzte sich auf und versuchte, mehr Luft in seine Lungen zu bekommen. „Das was du gesagt hast. Ist doch klar, dass es schlimm ist, wenn deine Frau stirbt, aber deswegen musst du doch nicht auch sterben. Du bist doch gesund.“ Was bildete sich dieser Micha eigentlich ein? Als ob er sich vorstellen könnte, wie sich Tim in diesem Augenblick fühlte. Wie schlimm es war, wenn einem der wichtigste Mensch im Leben genommen wurde. Klar, er war jung und machte gerade eine schlimme Zeit durch, aber das gab ihm doch kein Recht, Tims Entscheidung zu beurteilen. Zu bewerten, ob er hier sein sollte oder nicht.

„Das verstehst du nicht.“

Er versuchte, sich seinen Ärger nicht anmerken zu lassen. Dem Jungen ging es schlecht genug, er musste nicht mit ihm streiten.

„Dann erkläre es mir doch.“

„Ich habe mit Helena so viele schöne Jahre verbracht, ich möchte und kann einfach nicht ohne sie leben. Ohne mit ihr sprechen zu können, ohne zu hören, wie ihr Tag war. Mein ganzes Leben interessiert mich nicht mehr. Nichts um mich herum. Ich bin Professor hier an der Uni, und es interessiert mich einfach nicht mehr, was ich den Studenten erzähle oder was sie dazu denken.“ Alles, was ihm in den letzten Wochen durch den Kopf gegangen war, sprudelte hervor, egal ob es sein Gegenüber wirklich hören wollte. Ganz egal. „Keiner in meiner Arbeit interessiert sich wirklich für mich. Meine Leistungen, meine Bücher, meine Forschungsergebnisse, klar. Aber ich als Person falle dort keinem auf. Nicht einer von denen hat gemerkt, dass es mir schlecht geht. Mein Leben macht mir einfach keinen Spaß mehr. Es hat keinen Sinn mehr, es ist farblos geworden. Du bist wahrscheinlich zu jung um all das zu verstehen. Vielleicht muss man dafür auch an der Uni gewesen sein, um den Wert von Arbeit zu verstehen. Was gibt es denn da zu lächeln? Machst du mich über dich lustig?“

Micha hob beschwichtigend die Hände. Tatsächlich hatte sich bei Tims letzten Worten ein schwaches Lächeln auf sein Gesicht geschlichen.

„Der Wert von Arbeit“, sagte er dann. „Die Phrasen sind doch immer noch die gleichen. Alles nur Gerede. Ich hab auch mal zu dieser ganzen Welt gehört für kurze Zeit. Das Studieren in Höchstgeschwindigkeit, möglichst viel Lernen in möglichst wenig Semestern. Alles auf Leistung gepolt. Ich fand es furchtbar. Immer wieder kriegt man gesagt, wie wenige Arbeitsplätze es für die paar hundert Studenten gibt, der Druck wird immer weiter erhöht. In der Uni tut doch jeder so, als gäbe es nichts Wichtigeres als Arbeit und Leistung. Ich bin dann nach dem ersten Semester ausgesiebt worden. Mit einem Durchschnitt von 1,3 habe ich zu den schlechtesten gehört und mir war überhaupt nicht klar, wie es weitergehen sollte. Dass man auch anders leben konnte. Also erzähl mir nicht, dass ich den Wert von Arbeit nicht kenne.“ Seine Stimme wurde wieder fester, die zittrige, schwache Note verschwand. „Aber wenn dir dein Job nicht mehr gefällt, dann hör doch einfach auf damit. Du musst nicht arbeiten, genauso wenig wie ich. Ich habe vielleicht kein so bedeutsames Leben gehabt wie ihr Akademiker, wie die Kommilitonen, die es geschafft haben, aber schöner ist es allemal. Ich bin hier, weil ich nicht dahinsiechen will, weil die Schmerzen unerträglich werden würden, lange bevor der Tod eintritt und ich das nicht erleben will, aber du...“

Er zeigte auf Tim, der ihn mit ernstem Blick betrachtete. „Du hast doch die Schmerzen nur im Kopf. Weil du jemanden verloren hast. Die werden irgendwann schwächer. Wenn du willst, setz dich für den Rest deines Lebens irgendwo an einen Strand und denk an sie und die schönen Jahre, von denen du gesprochen hast. Aber deswegen sterben zu wollen ist Unsinn.“

Tim saß einige Minuten schweigend da. Er hatte nicht erwartet, so einen Vortrag zu hören, noch dazu von einem so jungen Menschen. Natürlich konnte sich Micha nicht vorstellen wie es war, jemanden dem man so sehr liebt zu verlieren, doch dass er mit dem was er gesagt hatte, ein Stück weit im Recht war, konnte Tim auch nicht völlig bestreiten. Es hatte ihn überrascht, dass Micha mal an der Uni gewesen war. Er sah nicht im Mindesten aus wie einer von ihnen. Tim fiel auf, dass er sich nie wirklich Gedanken gemacht hatte, was aus den Studenten wurde, die es nicht bis zum Abschluss schafften, die das geforderte Leistungspensum nicht bringen konnten. Auch er hatte sich nie um die anderen gesorgt.

Ein paar Minuten saßen sie beide schweigend da. Tim wusste nicht, was er antworten sollte. Ein paar Mal hob er den Kopf, setzte an um zu sprechen, doch jedes Mal beließ er es beim Schweigen und betrachtete die Silbermünze in seiner Hand. Betrachtete Helenas Profil darauf. Vielleicht war es besser das Thema zu wechseln, er wollte sich nicht weiter rechtfertigen.

„Wie läuft der Termin da drin denn eigentlich ab?“ Obwohl die Gefühle in ihm gerade sehr widersprüchlich waren und ihn Michas Ansprache sehr aufgewühlt hatte, war Tims Ton ganz normal und sachlich. Eine Fähigkeit, die aufgrund unzähliger unpassender, teilweise auch extrem unhöflicher Zwischenfragen bei den Vorlesungen und Seminaren, die er gehalten hatte, fest zu seinem Repertoire gehörte.

Micha wirkte, als wäre er froh über den Themenwechsel.

„Zuerst ging es darum“, begann er zu erklären, „warum ich den Termin ausgemacht habe. Ich sollte ja möglichst pünktlich sein, wahrscheinlich damit genug Zeit bleibt. Ich habe der Frau in dem Büro von meiner Krankheit erzählt und dass ich sehr lange über meine Entscheidung nachgedacht habe.“

Eine Frau? Wahrscheinlich hatte dieser Jungspund einfach nur einen Androiden mit einer echten Frau verwechselt. Es gab keine Arbeitsplätze mehr abseits der Unis, das wusste doch jeder. So erfahren wie er tat, war sein Gegenüber dann wohl doch nicht.

„Wir haben uns darüber unterhalten, dass mein Entschluss fest steht und dann hat sie gesagt, ich bekomme noch etwas Zeit zum überlegen und wenn ich mich endgültig entschieden habe, soll ich einfach durch die schwarze Tür gehen.“

Beide sahen sie zu den beiden Türen am Ende des Raumes. Links die weiße, durch die Micha den Raum betreten hatte, und rechts die schwarze. Das hatte es also damit auf sich, dachte Tim. Eine gute Idee, den Leuten noch ein paar letzte Minuten allein zu geben.

„Dann hat sie mir noch erklärt, wie der Stuhl funktioniert.“

„Der Stuhl?“

Micha hatte ihn aus seinen Gedanken zu den beiden Türen gerissen, er war sich nicht sicher, ob er richtig gehört hatte. Was für ein Stuhl?

„Das lässt du dir am besten von ihr selbst erklären, ich glaube nicht, dass ich das halbwegs korrekt wiedergeben könnte.“

Tim nickte. Er hatte zwar in den Geschichtsbüchern mal von elektrischen Stühlen gelesen, aber sowas konnte hier nicht eingesetzt werden. Oder doch? Waren die Dinger nicht irgendwann verboten worden? Auf der Homepage des PSH hatte er keine Erklärung gefunden, wie die letzten Minuten hier abliefen. Wieder unterbrach Michas Stimme seine Gedanken.

„Kann ich sie mir mal angucken?“

Er deutete auf Tim, der sah ihn nur irritiert an.

„Die Münze, mit der du die ganze Zeit spielst. Vorhin in der Bahn auch schon. Kann ich sie mir mal angucken?“

Er reichte sie ihm und Micha betrachtete sie in aller Ruhe.

Doch Tim war jetzt neugierig geworden. Sein Gegenüber hatte seinen Forscherdrang geweckt.

„War es schwer, klarzukommen? Nachdem du von der Uni ausgeschlossen wurdest, meine ich.“

Nie zuvor hatte er mit jemandem gesprochen, der beide Seiten erlebt hatte. Warum war er nie auf die Idee gekommen, solche Menschen in seine Studien mit einzubeziehen?

Micha blickte auf.

„Am Anfang schon. Ich fiel in ein ziemliches Loch, aber mit der Zeit hab ich gelernt, meine Tage zu strukturieren und die Zeit zu genießen. Dann war es wirklich schön. Schöner als...“

Die weiße Tür am Ende des Zimmers öffnete sich und eine Stimme rief: „Tim Fischer“.

Tims Knie wurden weich. Nun kam doch noch die Nervosität in ihm durch. Er erhob sich und überlegte, ob er Micha die Hand geben sollte, entschied sich dann aber dagegen. Stattdessen sagte er nur in Michas Richtung:

„Es war angenehm, mich mit dir zu unterhalten. Ich wünsche dir alles Gute. Und...“ Er zuckte unsicher mit den Schultern. „Also... Ich meine... Viel Glück.“

In Michas Augen konnte er sehen, dass er ihn richtig verstanden hatte. Er wollte jetzt nichts über den Tod sagen oder irgendwelche pathetischen Dinge über ein Leben danach. Micha lächelte und das Lächeln kam sogar bei seinen müden, vom Kranksein und dem, was vor ihm lag, erschöpften Augen an. Auch wenn Tim nicht begeistert über die Ansprache war, die Micha ihm gehalten hatte, war er doch der erste Mensch überhaupt gewesen, mit dem er über diese Sachen geredet hatte und allein dafür war er schon dankbar.

„Dir auch viel Glück“, sagte Micha. „Tut mir leid, was mit deiner Frau passiert ist.“

Tim sah ihm noch einen Moment in die Augen. Er hätte gerne noch irgendetwas ermutigendes, nettes gesagt, aber ihm fehlten die richtigen Worte. Dann drehte er sich weg und trat durch die weiße Tür in das hell erleuchtete, kleine Büro.

Kapitel 10

Als die Tür ins Schloss fiel lehnte Micha sich in seinem Stuhl zurück. Als Teenager war er oft mit Freunden und Bekannten im Urlaub zum Klippenspringen gegangen. Das Gefühl, am Rand einer sehr hohen Klippe zu stehen und nach unten ins Wasser zu blicken, ähnelte dem, was er im Augenblick empfand, sehr. Er wusste, er würde den letzten Schritt tun, doch noch rang er mit sich selbst, um den richtigen Zeitpunkt zu finden. Was für eine seltsame Unterhaltung das eben gewesen war, dachte er. Sein Gefühl sagte ihm, dass er mit seiner Ansprache irgendwas in Tim bewirkt hatte. Ob das reichen würde, um ihn von dem Grund, aus dem er hier war, abzubringen? Sicher war er sich nicht, doch zu wissen, dass er versucht hatte, jemandem vor einem so großen Fehler zu bewahren, gab ihm ein gutes Gefühl. Vielleicht war das der Sinn, nachdem er in den vergangenen Tagen gesucht hatte. Auf seinem letzten Weg jemand anderem zu helfen, damit dieser seinen Weg änderte. Er würde nie erfahren, ob er etwas bewirkt hatte.

Es war ein angenehmer Zufall gewesen, dass sie sich hier ein zweites Mal über den Weg gelaufen waren. Seit seiner Diagnose hatte er mit niemandem darüber geredet. Es Tim zu erzählen hatte ihn erleichtert und ihm ein wenig seine Angst genommen. Auch Frau Nolte, die alte Frau im Sprechzimmer, hatte sehr verständnisvoll gewirkt. Das Gespräch mit ihr war angenehm gewesen. Ohne Vorwürfe, ohne Zeitdruck oder Smalltalk. Er musste an seine Eltern denken. Hätten sie vielleicht auch so reagiert, wenn er es ihnen doch selbst gesagt hätte? Wann seine Mutter wohl den Brief fand? Hoffentlich erlitt sie davon keinen Herzinfarkt, das wäre furchtbar. Sein Vater hätte alleine keine Chance, der bekam sein Leben ohne seine Frau nicht auf die Reihe. Genau genommen wusste er nach all den Jahren in dem Haus bis heute nicht einmal, wo seine Socken zu finden waren. Beim Gedanken daran, dass seinen Eltern wegen ihm etwas zustoßen könnte, spannte sich Michas ganzer Körper an.

Er spürte, als sich seine Hände verkrampften, dass seine rechte Hand etwas umklammerte. Als er hinab sah, bemerkte er, dass er immer noch Tims silberne Münze in der Hand hielt. Er hatte vergessen, sie ihm zurückzugeben, nachdem er sie in Augenschein genommen hatte. Auf beiden Seiten waren Menschen im Profil eingraviert. Bei der einen Seite vermutete er, dass es sich um einen deutlich jüngeren Tim handelte. Dann musste das auf der anderen Seite seine Frau sein. Im Profil konnte Micha nicht genug erkennen, um sagen zu können, ob sie eine hübsche Frau gewesen war. Es musste ein tolles Gefühl sein, einen Menschen so sehr zu lieben.

Am Rand der Münze stand ein Datum und in feinen, winzigen Buchstaben war „T.F. & H.F.“ eingraviert. Tim und H. Fischer. Wofür das H wohl stand? Er spürte ein wenig Neid gegenüber Tim, für die vielen Jahre, die er gehabt hatte und vielleicht noch haben würde. Neid auf all das, was Tim mit seiner Frau erlebt hatte. Ob sie sich wohl Kinder gewünscht hatten? Vermutlich gab es keine, sonst hätte Tim sicher noch mehr Gründe gehabt, weiterzuleben, auch nach dem Tod seiner Frau. Er wirkte nicht wie der Typ, der seine Kinder im Stich ließ. Er hatte nur sehr unglücklich gewirkt und von Trauer und Schlafmangel zermürbt. Hoffentlich änderte er seinen Plan noch.

Micha gab sich alle Mühe, den immer wieder aufkommenden Hustenreiz zu unterdrücken. Mittlerweile brannten seine Lungen bei jedem einzelnen Atemzug wie Feuer. Gut, dass er heute einen Termin bekommen hatte und nicht erst in ein paar Tagen. Möglicherweise hätte er dann schon nicht mehr die Kraft dafür gehabt. Die Kraft für das, was jetzt zu tun war.

Er raffte sich auf, legte die Münze auf einen Stuhl neben sich, stand auf und ging zur schwarzen Tür am Ende des Zimmers. Zuerst legte er die Hand auf die Klinke und spürte das kalte Metall. Er drückte sie langsam herunter und öffnete den Durchgang zu einem kleinen, von einer Lampe an der Decke schwach mit orangem Licht ausgeleuchteten Raum. Die Einrichtung nahm er nur schemenhaft wahr. Das weiße Licht des Wartezimmers bildete zur Dunkelheit dieses Raumes einen starken Kontrast. Als er eintrat fiel die Tür hinter ihm von alleine ins Schloss. Sein Herz begann wieder schneller zu pochen. Ein neuer Hustenanfall brach sich Bahn und zwang Micha für einen kurzen Moment in die Knie, doch dieses Mal ging es schnell vorbei. Als er sich wieder aufrichtete, hatten sich seine Augen gut genug an das Licht gewöhnt, dass er die Einrichtung des Raumes genauer erkennen konnte. An den Wänden hingen große Leinwände, größer als die im Wartezimmer, die verschiedene Landschaftsaufnahmen zeigten. An einer Zimmerseite konnte Micha Bilder vom Grand Canyon erkennen, an dessen Rand war er letztes Jahr noch selbst gestanden. Die anderen Wände waren mit Strand- und Dschungelphotos behangen. In der Mitte des Raumes stand ein weißer, gepolsterter Stuhl mit breiten Armlehnen.

Auf der rechten Seite waren am Ende der Armlehne zwei kleine Knöpfe angebracht, genau wie es Frau Nolte ihm beschrieben hatte. Micha atmete tief durch. Der Gedanke, dass er gleich sterben würde, war so unwirklich, so schwer zu verstehen. Ein Knopfdruck und er setzte seinem Leben ein Ende. In der Schule hatte man ihnen in Geschichte von Piloten erzählt, die im Krieg Kampfflugzeuge geflogen hatten, daran konnte sich Micha noch gut erinnern. Hatte er nicht sogar ein Referat darüber gehalten? Diese Piloten hatten ebenfalls kleine Knöpfe gehabt, um Raketen oder Bomben abzufeuern. Auch sie hatten per Knopfdruck über Leben und Tod entschieden, genau wie er es gleich tun würde. Nur war es bei ihnen nicht darum gegangen, über ihr eigenes Leben zu entscheiden, sondern über das irgendwelcher anonymen Opfer. So ähnlich und doch so unterschiedlich. Was es wohl für ein Gefühl gewesen war, etwas so furchtbares per Knopfdruck zu tun? Wenigstens hatte er einen guten Grund für das was er tat und es kam niemand anderer dabei zu Schaden.

Micha setzte sich hin und krepelte seine Hosenbeine ein Stück hoch, genau wie Frau Nolte es ihm erklärt hatte. Dann lehnte er sich in dem Sessel zurück. Der weiße Bezug schien aus einer Art Fell zu sein, er war sehr weich und bequem. Er ließ seine rechte Hand über den beiden Knöpfen schweben, nur wenige Zentimeter davon entfernt, die letzte Entscheidung seines Lebens zu treffen.

Den ganzen Tag über hatte Micha Angst vor diesem Moment gehabt. Angst davor, dass er es nicht schaffen würde, Angst zu versagen. Selbst bei dem Letzten was er auf Erden tun wollte, bei der selbstbestimmten Wahl, seinem Leben ein Ende zu setzen, nicht seinen Erwartungen gerecht zu werden. Frau Nolte hatte nur genickt, als er ihr das gesagt hatte und ihn mit ihrem von Falten durchzogenen Gesicht ernst angesehen. „Sie müssen hier niemandem etwas beweisen“, hatte sie gesagt. „Das ist keine Prüfung, keiner hat Erwartungen, die sie erfüllen müssen.“

Doch was ihm tatsächlich Ruhe gebracht hatte, war das Gespräch mit Tim gewesen. Zu sehen, wie er auf die Nachricht reagierte, dass Micha Krebs hatte, und zu hören, aus was für banaleren Gründen jemand das Bedürfnis haben konnte, zu sterben. Und weil er das Gefühl hatte, Tim geholfen zu haben. Vielleicht hatte er es geschafft, seine Perspektive ein Stück gerade zu rücken. Egal wie schlimm der Verlust für Tim war, er war gesund und konnte für den Rest seiner Tage das Andenken an seine Frau wahren, ohne dass er deswegen selbst seine restliche Zeit auf Erden wegschmeißen musste.

Micha ließ seine Hand noch immer in der Luft über den zwei Knöpfen. Alles in allem war es doch ein guter Tag gewesen. Besser als erwartet. Besser, als es sich zwischendurch angefühlt hatte. Er musste an seine Eltern denken. Hoffentlich würden sie es gut verkraften, was mit ihrem einzigen Sohn geschehen war. Er hatte gehört, wenn jemand starb, bekam man von einem Androiden einen schwarzen Briefumschlag mit der Todesnachricht überbracht. Das war bestimmt ein Mythos. Einer von vielen.

Er betrachtete die Knöpfe. Einer von ihnen war grün, der andere rot. Langsam, mit ganz vorsichtigen Bewegungen, um keinen weiteren Hustenanfall zu provozieren setzte sich Micha aufrecht hin, legte seine Arme flach auf die Lehnen und atmete tief durch. Es wurde Zeit zu springen. Wie sich wohl dieses Mal das Meer anfühlen würde, wenn er durch die Oberfläche brach?

Beim Gedanken an die Sommer seiner Jugend lächelte er.

Er hielt den Atem an und ließ den Zeigefinger seiner rechten Hand langsam aber bestimmt auf den kleinen, roten Knopf sinken.

Kapitel 11

„Herzlich Willkommen beim PSH, meine Name ist Ingeborg Nolte.“

Tim schüttelte ihr die Hand, setzte sich und betrachtete die alte Dame skeptisch. War das irgendein Prototyp von dem er noch nie gehört hatte? Die meisten Modelle waren jung und entweder darauf getrimmt möglichst neutral auszusehen oder für einen möglichst hohen Bevölkerungsanteil attraktiv zu sein, aber diese Frau entsprach keiner Produktlinie, von der er je gehört hatte. Zu viele Falten, weiße Haare, und diese wachen, braunen Augen mit den tief in die Haut eingegrabenen Lachfältchen daneben. So einen Androiden hatte er noch nie gesehen. Tim versuchte einen Blick auf ihren Ringfinger zu erhaschen, doch dort trug sie einen dicken goldenen Ring, der es unmöglich machte, zu erkennen, ob sie einen Barcode hatte oder nicht. Die alte Frau bemerkte seinen Blick und lächelte.

„Es kommt nicht oft vor, dass wir Akademiker als Kunden haben, aber sie sind auch nicht der Erste.“ Sie zog den Ring vom Finger und präsentierte ihm ihre Hand. Sein irritierter Blick verbreiterte nur ihr freundliches Lächeln.

„Nein, ich trage keinen Barcode und ich bin auch keine Sonderanfertigung, falls sie im Begriff sind, das zu fragen. Ich bin kein Roboter.“

„Aber ich dachte, außerhalb der Unis arbeitet niemand mehr.“

Tim war vollkommen irritiert.

„Es muss niemand mehr arbeiten und das tut auch so gut wie niemand, aber unser Verein hat sich entschieden, diesen Arbeitsplatz nicht mit einem Roboter zu besetzen, solange es noch Menschen gibt, die ihn ausüben wollen.“

Das Lächeln der alten Frau wich einem ernsteren Gesichtsausdruck.

„Aber kommen wir doch lieber zu Ihnen. Erzählen Sie mir, welche Beweggründe sie hergebracht haben. Danach werde ich Ihnen dann ein bisschen was über die Geschichte des PSH erzählen, Ihnen erklären was wir hier machen und wie der heutige Abend ablaufen wird, falls Sie bei Ihrer Entscheidung bleiben.“

Tim räusperte sich und versuchte, nicht mehr auf Frau Noltens Ringfinger zu starren. Er überlegte einen Moment, wo er anfangen sollte.

„Vor drei Wochen kam ich heim und meine Frau saß im Wohnzimmer“, begann er. Er erzählte Frau Nolte alles. Alles was ihm einfiel. Alles was zwischen Helenas Tod und dem Moment passiert war, an dem er die Praxis betreten hatte. Nur das Gespräch mit Micha ließ er aus. Warum, war er sich nicht sicher. Er hatte das Gefühl, es passte nicht ins Bild. Frau Nolte saß die ganze Zeit nur da, nickte hin und wieder und blickte ihm mit ernster Miene in die Augen. Als er mit seinem Bericht geendet hatte, nickte sie erneut und holte eine dünne, schwarze Mappe aus einer Schublade ihres Schreibtischs hervor. Sie schlug die erste Seite auf und drehte sie, so dass Tim das Foto eines weißen Stuhls sehen konnte, der mit Fell überzogen zu sein schien.

„Sollten Sie sich nachher entscheiden, den letzten Schritt zu gehen, finden Sie hinter der schwarzen Tür, die Sie im Wartezimmer bereits gesehen haben diesen Stuhl.“

Frau Nolte zeigte auf eine der Armlehnen.

„Rechts sind zwei kleine Knöpfe angebracht. Einer grün, der andere rot. Wenn Sie den roten Knopf drücken, wird Ihnen mittels mehrerer winziger Nadeln, die aus dem Stuhl ausgefahren werden können, ein starkes Sedativum injiziert und gleich darauf ein hochkonzentriertes Nervengift, das zum sofortigen Herzstillstand führt. Das Sedativum ist nötig um sicherzustellen, dass Sie keinerlei Schmerzen dabei empfinden. Am besten krepeln Sie ihre Hosenbeine ein Stück hoch, und legen ihre Arme flach auf die Lehnen, damit die Injektionsnadeln auch die Haut treffen. Drücken Sie stattdessen den grünen Knopf, öffnet sich eine Tür direkt nach draußen, dort beginnt ein kleiner Park, der zu unserem Grundstück gehört. Da sind sie ungestört. Haben Sie dazu noch Fragen?“

„Kann ich, wenn ich mich dagegen entscheide, nicht einfach wieder durch die Tür hinaus gehen?“

Frau Nolte setzte ein mildes Lächeln auf.

„Die Tür verschließt sich hinter ihnen automatisch, damit hier niemand hereinspazieren kann und zum Stuhl laufen, der keinen Termin hat. Darum können Sie auch nicht einfach so wieder raus. Außerdem haben wir die Erfahrung gemacht, dass die meisten Menschen in diesem Moment froh um ein wenig Diskretion sind. Es könnte ja schon der nächste im Wartezimmer sitzen, sie verstehen?“

Tim nickte. Es fühlte sich komisch an, dieses Gespräch. Die Vorbereitung des eigenen Todes.

Er hatte diesem Termin geradezu entgegen gefiebert, sich darauf gefreut, die ganze Last loszuwerden, doch im Moment spürte er nur ein bedrückendes Gefühl der Unsicherheit. Die Entscheidung war endgültig, es würde kein zurück geben. Gab es noch irgendetwas, was er von Frau Nolte wissen wollte? Ihm fehlten die Fragen. Während er noch seinen Gedanken nachhing, begann die alte Dame wieder zu sprechen.

„Ich wollte Ihnen noch etwas zur Geschichte des Vereins erzählen. In aller Kürze: Den Praxisverbund gibt es seit dem Jahre 2021 in Deutschland. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, den Leuten, die aus dem Leben scheiden wollen, ein würdevolles Ende zu ermöglichen. Noch sind wir nicht so flächendeckend vertreten wie es uns recht wäre, aber es wird besser.“

Sie hielt einen Augenblick inne und schien über ihre nächsten Worte nachzudenken.

„Ich muss Ihnen ehrlich sagen: Ganz sicher bin ich mir nicht, ob Ihr Grund ausreichend ist, um ihrem Leben ein Ende zu setzen.“

Tim starrte sie an. Unsicher, ob er gerade richtig gehört hatte.

„Aber ich...“

„Sie haben mir schon ausschweifend ihre Gründe dargelegt, warum Sie das möchten.“

Frau Nolte betonte das letzte Wort so langsam, als unterhielte sie sich mit einem Idioten, dachte Tim.

„Unsicher bin ich mir, ob es ein guter Grund ist. Ob es tatsächlich nötig ist, darum aus dem Leben zu scheiden, das ist es, woran ich zweifle.“

Micha hatte in dem Gespräch vorhin nichts davon gesagt, dass Frau Nolte versucht hätte, ihn von seiner Entscheidung abzubringen. Aber Micha hatte auch erzählt, dass sie bei ihm Wert darauf gelegt hatten, dass er pünktlich zu seinem Termin kam. Bei ihm hatte es keine Wartezeit gegeben. Irgendetwas stimmte hier nicht, dachte Tim, aber ihm war nicht ganz klar, was es war. Er schüttelte den Gedanken ab.

„Ich werde Sie definitiv nicht aufhalten. Setzen Sie sich ins Wartezimmer oder gehen Sie durch die schwarze Tür, setzen sich auf den Stuhl und denken Sie noch mal in Ruhe über alles nach. Ich verstehe, dass der Verlust schmerzhaft für Sie ist, aber glauben Sie mir, ich habe genug Verluste erlitten in meinem Leben. Es kommen auch wieder bessere Zeiten, in denen es weniger weh tut.“

Tim war sprachlos. Mit so einer Ansprache hatte er nicht gerechnet. Verständnis und Diskretion, ja, aber doch keine Kritik. Vor ihm erhob sich Frau Nolte aus ihrem Stuhl und streckte ihm die von Altersflecken übersäte Hand entgegen.

„Egal wie Sie sich entscheiden, ich hoffe es wird die richtige Entscheidung für Sie sein.“

Er stand ebenfalls auf, reichte ihr die Hand, noch immer ohne ein Wort zu sagen. Wie betäubt drehte er sich um und ging langsam zur Tür. Als er die Türklinke herunterdrückte und gerade den Raum verlassen wollte, fügten sich in seinem Kopf zwei Bausteine zusammen, die die ganze Zeit störend und sinnlos in den Weiten seines Kleinhirns herumgestanden hatten. So ergab es Sinn. Er drehte sich wieder zu Frau Nolte um, die ihn mit hochgezogenen Brauen ansah.

„Es war kein Zufall, oder?“

Sie blickte überrascht.

„Was war kein Zufall?“

„Das Zusammentreffen mit diesem Micha im Wartezimmer. Dass er einen richtigen Termin kriegt und ich eine Wartezeit. Das waren keine Zufälle oder Systemfehler. Sie haben ihn in seiner Entscheidung bestärkt und versuchen, mich von meiner abzubringen.“

In dem Lächeln auf Frau Noltens Gesicht war ein Hauch Schuldbewusstsein zu erkennen.

„Sie sind ein kluger Mann, Herr Fischer“, sagte sie.

Ihr Lächeln verärgerte Tim. War das hier ein Spiel für sie? Ein Witz?

„Aber Sie können doch nicht einfach...“

„Natürlich können wir“, unterbrach sie ihn. „Herr Dorfer, oder Micha, wie Sie ihn genannt haben, hatte eine schwere, finale Krankheit. Bei Ihnen ist der Grund seelischer Natur, da versuchen wir selbstverständlich herauszufinden, wie ernst es Ihnen eigentlich damit ist, zu sterben. Nicht aus Bosheit, sondern weil wir glauben, dass das Leben auch nach tragischen Einschnitten weitergehen kann. Regen Sie sich nicht unnötig auf, es geht nicht gegen Sie. In kritischen Zeiten ist es manchmal einfach schwer, Entscheidungen zu treffen. Setzen Sie sich ins Wartezimmer oder in den Raum nebenan und denken Sie in Ruhe über alles nach. Sie haben die Wahl.“

Es gab noch einiges, das Tim auf der Zunge lag, doch er hielt sich zurück. Er wollte die Dame nicht beleidigen.

Sie hatte wahrscheinlich wirklich nur Gutes im Sinn gehabt. Stumm wandte er sich wieder um und ging nach draußen.

Das Wartezimmer war leer. Micha war nicht mehr da, doch auf seinem Stuhl lag ein kleiner, silberner Gegenstand, der Tim sofort ins Auge fiel. Wie hatte er nur die Münze vergessen können? Die ganzen letzten Tage über hatte er sie immer wieder in der Hand gehabt, so viel mit ihr gespielt und nun hatte er sie tatsächlich bei einem völlig Fremdem gelassen. Das Gespräch hatte ihn wohl einfach zu sehr durcheinander gebracht. Er nahm die Münze wieder an sich und drehte sie in der Hand hin und her. Helenas Bild rief jedes Mal wenn er es betrachtete so viele Erinnerungen in ihm wach. So wunderschöne Erinnerungen.

Spontan entschied er sich nicht hier im Wartezimmer Platz zu nehmen, er wollte heute niemandem mehr begegnen, der ihm erzählen konnte, dass sein Plan falsch war. Tim trat durch die schwarze Tür in den kleinen Raum dahinter.

Als sich seine Augen an das gedimmte, orange Licht gewöhnt hatten, betrachtete er in Ruhe die Gemälde, die an den vier Wänden hingen. Es waren schöne, professionelle Aufnahmen. Ob Helena wohl auch hier gewusst hätte, wer die Fotos gemacht hatte? Er konnte ein Meisterwerk der Fotografie nicht von einem gut gelungenen Urlaubsfoto unterscheiden und hatte sich nie die Mühe gemacht, sich damit zu beschäftigen. Erst als er in aller Ruhe die Bilder begutachtet hatte, wandte er seinen Blick zu dem Stuhl in der Mitte des Raumes, den er eben schon auf dem Foto gesehen hatte. War Micha hier vor ein paar Minuten gestorben? Oder hatte er die Praxis auf anderem Wege verlassen? Für einen kurzen Moment fragte er sich, ob Micha vielleicht nicht einfach ein Schauspieler gewesen sein könnte, mit dem Auftrag, ihn von seinen Plänen abzubringen, aber das war unwahrscheinlich. Er hatte schon am Nachmittag als sie sich gesehen hatten, ebenso ausgezehrt und am Ende gewirkt wie heute Abend in der Praxis. Das wäre zu viel Aufwand gewesen, niemand hatte ein so starkes Interesse daran, dass er überlebte. Kaum jemand würde Anteil daran nehmen, dass er nicht mehr da war. Er ging zu dem Stuhl.

Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken, als er sich darauf niederließ. Wie viele Menschen hier wohl schon gestorben waren? Mit den Fingerspitzen strich er ganz vorsichtig über die kleinen Knöpfe in grün und rot, die am Ende der Armlehnen angebracht waren, darauf bedacht, keinen von ihnen auszulösen. In der anderen Hand hielt er noch immer die Münze. Unglaublich, dass er sie bei Micha gelassen hatte. So zerstreut wie heute war er selten gewesen.

Warum hatte er Micha so viel von sich erzählt? Vielleicht hätte er schon in den letzten Wochen jemanden zum Reden gebraucht und weil er niemanden fand am Ende Micha und Frau Nolte sein Herz ausgeschüttet. Aber wieso hatte er ihm nicht von der Trennung erzählt? Wieso nicht die ganze Geschichte? Schämte er sich für das, was passiert war? Wollte er sich in einem besseren Licht darstellen? Sich weniger schuldig fühlen für Helenas Tod? Seine Finger berührten das Plastik der beiden Knöpfe. Grün und Rot. Leben und Sterben. Es war ein bizarres Gefühl, dem Tod so nahe zu sein. Er widerstand der Versuchung, einfach sofort zu drücken, Helena zu folgen und dem elenden Nachdenken ein Ende zu setzen. Die Gespräche mit Frau Nolte und Micha hatten ihn zutiefst verunsichert. Natürlich war Michas körperliches Leiden etwas ganz anderes als der Verlust, den er erlitten hatte. Aber war es wirklich Unsinn, was er hier tun wollte? Sein Bedürfnis zu sterben war seit Helena nicht mehr da war unendlich groß geworden, immer noch größer. Würde es wirklich irgendwann vergehen? Er wollte nicht zu seinem alten Leben zurück, nicht wieder an die Uni, aber er konnte nicht bestreiten, dass Micha recht hatte. Er musste es letzten Endes auch nicht. Es gab kein Gesetz, das besagte, dass man ein Leben lang an der Uni bleiben musste. Auch er konnte sich eine Rente auszahlen lassen. Eigentlich hatte er nie wirklich darüber nachgedacht, den Job hinzuschmeißen, aber es war die richtige Idee.

War es im Zweifel besser, sein Leben lang zu trauern, als sein Leben zu beenden? Vielleicht. Oder nicht? Er hatte sich so sehr den Tod gewünscht, er vermisste Helena so sehr, so schrecklich schmerzhaft. Wie könnte er ohne sie weiterleben? Es hatte ihm geholfen, dass er endlich erzählt hatte, was in ihm vorging, aber was nun? Würde es besser werden? Er spürte, dass ihm dieser Stuhl unbehaglich war. Der Raum machte ihn nervös. Es wurde langsam Zeit. Zeit, etwas zu tun.

Vorsichtig legte er Zeige- und Mittelfinger seiner rechten Hand auf je einen der Knöpfe.

Er musste eine Entscheidung treffen und tat es schließlich auch. Sein Finger drückte auf den Knopf.

Hinter ihm ertönte ein metallisches Klicken. Als er sich umsah, entdeckte er einen Spalt, durch den Licht herein fiel. Er stand aus dem Stuhl auf, betrachtete ihn einen letzten Augenblick. Dann wandte er sich ab. Eine schmale Tür, die mit Tapete bedeckt war, hatte sich am Ende des Raumes geöffnet.

Tim trat hinaus und sah vor sich ein Wäldchen, genau wie es Frau Nolte beschrieben hatte. Kleine Lampen, die ihm bis zum Knie reichten, säumten einen Waldweg, der zwischen die Bäume führte. Tim atmete tief durch und begann zu laufen. Einfach zu laufen. Irgendwann würde der Waldweg enden und er würde alles hinter sich lassen. Vielleicht würde er sogar Berlin in naher Zukunft verlassen, nur einige wenige Sachen und die Fotoalben mitnehmen, damit er sich immer an Helena erinnern konnte. Darüber konnte er sich in den nächsten Tagen Gedanken machen. Jetzt hatte er ja Zeit. Beim Laufen spürte er, dass etwas in seiner hinteren Hosentasche steckte und er tastete danach. Es war der Brief von Anna, den sie ihm heute geschrieben hatte. Er musste an ihre Liebeserklärung darin denken. Nein, er würde sich nicht bei ihr melden und er würde ihr auch niemals näher kommen. Die Wunden, die Helenas Tod geschlagen hatte, waren zu tief. Die Lücke, die sie hinterließ zu groß. Er war sich nicht einmal sicher, ob er jemals einen anderen Menschen lieben könnte, noch dazu war Anna viel zu jung und eine Studentin. Aber es war auf eine seltsame Art schön, zu wissen, dass es einen Menschen gab, der an ihn dachte. Einen Menschen, dem er nicht egal war. Während er den Weg weiterlief, spürte Tim eine gewisse Erleichterung. Er ging einem neuen Leben entgegen. Es fühlte sich richtig an.

Das war's mit der Geschichte „Dem Ende entgegen“
Danke für's mitlesen!

Gruß,
Arno

Mehr Informationen unter:
www.arno-wilhelm.de
www.larrydevito.de